AUF NEUEN WEGEN

AUF NEUEN WEGEN

Auswahl polnischer Erzählungen

AUF NEUEN WEGEN • *Auswahl polnischer Erzählungen*

AUF NEUEN WEGEN

Auswahl polnischer Erzählungen



DIETZ VERLAG BERLIN

1950

Aus dem Polnischen



1.–10. Tausend
 · Gestaltung und Typographie: Dietz Entwurf · Lizenznummer 341
Satz und Druck: Leipziger Druckhaus VEB, Leipzig (M 115) · 1002/48–50/094

Vorwort

Die in dieser Sammlung vereinigten Erzählungen und Reportagen berichten vom Wiederaufbau Polens und von den Wandlungen, die seine Werktätigen nach dem zweiten Weltkriege erlebten. Die sie geschrieben haben, vorwiegend junge Schriftsteller, reiften in den schweren Nachkriegsjahren heran. Nichts Menschliches war ihnen in den Jahren des Faschismus fremd. Einige waren Partisanen in den tiefen polnischen Wäldern, andere haben Getto und Konzentrationslager kennengelernt oder sie gerieten in die Hölle des Warschauer Aufstandes, der dreihunderttausend Menschenleben forderte und die Anderthalbmillionenstadt einem Vernichtungsfeldzug der Faschisten zum Opfer fallen ließ. Ähnlich wie wir alle nährten auch sie sich von der Hoffnung auf den Aufbau einer neuen Welt.

Darum ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß all diese Schriftsteller und Journalisten voller Eifer und Sorge am Leben der demokratischen polnischen Gesellschaft teilhaben und die auf ihrem schwierigen Wege zum Sozialismus vorkommenden Wandlungen aufzuzeigen bemüht sind. Da ist die Erzählung von Brandys, des berühmten Verfassers der Reportage über Warschau in den Kriegstagen „Die unbesiegte Stadt“ und Autors des großen Romanzyklus „Zwischen den Kriegen“. Der in Paris weilende Revolutionär Pankrat erzählt den Pariser Arbeitern stolz vom Verlauf der Arbeiterrevolution in Polen, vom Wiederaufbau der zerstörten Heimat, von der Achtung, die die Werktätigen genießen, aber auch von den Opfern, die die Revolutionäre beim Wiederaufbau der Betriebe und bei der Bodenverteilung erlitten.

Der Entschluß der Emigranten, nach Polen zurückzukehren, ist ein herrliches Symbol dafür, daß das sozialistische Land Heimat aller Arbeiter ist.

Selbstverständlich vollzieht sich die Geburt der neuen Literatur, in der jeder Werktätige den ihm gebührenden Platz einnehmen und die menschliche Arbeit ihre Würdigung erhalten werden, nicht ohne Wehen. Es gilt, viele ästhetische Vorurteile zu überwinden, sich hartnäckig mit den sozialen und politischen Prozessen vertraut zu machen, sich unter die Arbeiter zu begeben und an Bauernversammlungen teilzunehmen, mit den Arbeitern und Bauern zusammen die Schwierigkeiten zu überwinden, die Verwüstungen, Feinde und Bürokraten auftürmten.

In dieser Hinsicht findet man in der vorliegenden Sammlung lesenswerte Erzählungen. Der junge Schriftsteller Kowalewski, den der Krieg hinderte, früher vor die Öffentlichkeit zu treten, berichtet vom Klassenkampf in einer Fabrik. Die Arbeiter dieses Werkes richteten, nachdem sie seinen „Klassenkampf" gelesen hatten, an den Autor einen Brief, in dem sie ihm dafür danken, daß er ihnen den Klassenkampf nicht in der Theorie, sondern in der Praxis ihres täglichen Lebens gezeigt habe.

Verfasser der Erzählung „Novemberversammlung" ist der berühmte Revolutionsdichter Wygodzki, Gefängnisinsasse im kapitalistischen Polen, während des Krieges im Getto eingesperrt. Im August 1943 wurde er mit Frau und Kind nach Auschwitz verschleppt. Um nicht zuzulassen, daß sein Kind bei lebendigem Leibe im Krematorium verbrannt werde, vergiftete Wygodzki seine Frau, sein Töchterchen und sich selbst. Aber er wurde gerettet – er allein. Seine Gedichte aus dem Lager, sein tiefer Schmerz über die Verstorbenen, sind das erschütterndste Dokument der polnischen Kriegsliteratur. Sie sind ohne Haß geschrieben und wagen den Titel: „Tagebuch der Liebe". Und von welch moralischer Stärke ist dieser Mensch, daß er nach Kriegsende, obwohl schwer lungenkrank, unverzüglich am kulturellen Wiederaufbau der Heimat teilnimmt. Wygodzki, ein unermüdlicher Dichter, Publi-

zist und Novellist, nahm am Leben der Arbeiter aktiven Anteil, er war Agitator und Redner, Journalist und Organisator. Vor dem Zusammenschluß der beiden Arbeiterparteien zur „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei" nahm Wygodzki im Herbst 1948 an zahlreichen Versammlungen teil, auf denen Werktätige über die eigenen Unzulänglichkeiten und die Vernachlässigung des Nächsten berichteten. So wandelt sich die kapitalistische Maxime „Weh dem, der fällt" in den Grundsatz sozialistischer Solidarität „Hilfe dem, der zurückbleibt".

Andere Erzählungen und Reportagen berichten vom Bündnis zwischen Stadt und Land (Pytlakowski, „Schritte", Zalewski, „Nicht mehr weit nach Kazanowice"), von der Einschaltung in den Wiederaufbau (Czeszko, „Episode aus dem Frieden"), vom Wiederaufbau einer Fabrik und von der Produktionssteigerung (Jesionowski, „Das Werk"), von den Schwierigkeiten der kulturellen Arbeit (Borowski, „Das Tanzvergnügen"), von den Errungenschaften in der Arbeitswettbewerbsbewegung (Bocheński, „Walzwerk Jan III. siegt").

Besonders charakteristisch ist meines Erachtens die Erzählung Bartelskis „Tag des Umbruchs". Der junge Dichter, der seine Gedichte während des Krieges unterirdisch veröffentlichte, gibt hier eine ausgezeichnete Reportage von den Anfängen des Gruppenarbeitswettbewerbs im Maurerhandwerk. Als in Warschau die Ost-West-Verkehrsader erbaut wurde, erwies sich, daß viele halbzerstörte Häuser, in denen Arbeiter wohnten, gesprengt werden mußten. Da stellte sich der Maurer Michal Krajewski, der sich die neuen Arbeitsmethoden in der Sowjetunion angeeignet hatte, mit seiner Kelle auf das Gerüst der Arbeitersiedlung und zeigte, wie gruppenweise gemauert wird. Die Arbeiter ganz Polens haben sich seine Arbeitsmethode angeeignet. Und nicht nur sie. Auch in der Deutschen Demokratischen Republik wird die Gruppenarbeit der Maurer immer populärer. So lernt die Arbeiterklasse in der ganzen sozialistischen Welt voneinander. Und so lernen von ihr die Schriftsteller.

Als ich am Tage des Friedens in Frankfurt auf der Oderbrücke stand, sah ich, wie sich am polnischen Ufer Banner

erhoben und vierhundert polnische Arbeiter, Delegierte des ganzen Landes, über die Brücke schritten, um sich auf der anderen Seite mit deutschen Arbeitern in einem brüderlichen Zug zu vereinen. Deutsche und polnische Transparente riefen zum Frieden und zur Gerechtigkeit auf; die gleichen Losungen, wenn auch in verschiedener Sprache, wurden ausgerufen. In den Ruinen der Stadt, auf den Trümmern des Faschismus, sah ich die neue Moral, in der der Mensch dem Menschen wirklich Bruder ist und sich um dessen Entwicklung und Wohl sorgt; ich sah diese neue, sich festigende Freundschaft, in der sich ein Volk über die Errungenschaften des anderen Volkes freut.

Wenn der deutsche Leser bei der Lektüre dieser Auswahl polnischer Erzählungen und Reportagen über Leben und Arbeit in Polen diese Sorge, Freude und Freundschaft empfindet, dann hat diese Sammlung ihren Zweck erfüllt.

Tadeusz Borowski

Kazimierz Brandys

Als ich von der polnischen Revolution erzählte...

(Ein Kapitel aus dem dritten Band des Zyklus „Zwischen den Kriegen“)

Beim Verlassen des Botschaftsgebäudes* vernahm ich eine lärmende Unterhaltung, die von der Portierloge her an mein Ohr drang. Ein untersetzter, kleiner Mann in einer lichtblauen Jacke erging sich in einem polnisch-französisch gemischten Redefluß. Er kehrte mir den Rücken zu, so daß ich seine Schultern und den runzligen Nacken sehen konnte.

„Der Botschafter ist nicht da?!“ schrie er ungehalten mit heiserer Stimme. „Der Botschafter ist nicht da, erzählt ihr mir? Zum Teufel noch mal, ich gehöre nicht zu diesen Leuten, die die Sessel mit ihrem eignen Hintern sauber machen! Nun komme ich seit einer Woche bereits von der Gare du Nord dauernd hierher, das ist immerhin ein ganz beachtliches Stück Weg für meine lahmen Knochen! Vor 1939 habe ich um diese Stelle einen weiten Bogen gemacht – die, die mich kennen, werden es bezeugen. Seit 1924 gehöre ich der Partei an, falls ihr es wissen wollt; und 1912 hatte ich eine persönliche Unterredung mit Jaurès. Wir betrachteten ihn aus allernächster Nähe, so wie ihr mich jetzt hier seht. ‚Auf eure Schultern‘, rief er aus, ‚stützt sich die Republik!‘ Nicht schlecht gesagt, wie? Von meinen Schultern wurde sie gestützt, Mensch, von diesen hier, die du vor dir siehst, Jahrzehnte lang! Die Republik, das will schon etwas heißen, stimmt's? Und Jaurès hat man ermordet ... Wenn es euch interessieren sollte, im Jahre 1945 wurde ich arbeitslos. Die Republik zeigte mir die

* Ort der Handlung ist Paris, wohin der polnische Kommunist Wacław Pankrat, mit der Repatriierungskommission beauftragt, im Jahre 1946 entsandt wurde.

kalte Schulter, und wenn ich nicht meine kleine, brave Tochter gehabt hätte, wäre ich am ersten besten republikanischen Zaun verreckt ... Nun liegt mir meine Alte seit einem Jahr ständig in den Ohren, wir sollten doch nach Polen zurückkehren. Ebenso Faquonet, ein guter Freund von uns. ‚Aus Polen hätte man alle Kapitalisten hinausgejagt', behauptet Faquonet, ‚und einen Arbeiter zum Präsidenten gewählt.' ‚Geh zum Botschafter in die Rue Talleyrand und erkundige dich, ob es stimmt, dann berichtest du uns, was du dort erfahren hast.' Seit sechs Tagen krauche ich nun Tag für Tag hierher! Mensch, ich möchte gern wissen, ob das wirklich auf Wahrheit beruht, daß ihr einen Drucker zum Präsidenten der Republik gewählt habt – und ihr erzählt mir, daß der Botschafter verreist sei! Zum Teufel! Nur dem Botschafter persönlich schenke ich Glauben, Faquonet und meine Alte sind davon überzeugt, daß er mir die Wahrheit sagen wird ..."

„Das ist wahr, Kotlar", meldete ich mich hinter seinem Rücken, „der Präsident von Polen war in jungen Jahren Drucker."

Ich hatte mich nicht getäuscht; an der Stimme erkannte ich ihn wieder. Das war doch der alte Kotlar, ganz wie immer, nur etwas kleiner war seine gebeugte Gestalt geworden. Bei Teruel verkündeten sein Sohn und ich den Francokämpfern durch Lautsprecher, daß sie für die Industriellen und für die Großgrundbesitzer kämpften. Etwa fünfzig Meter von uns entfernt saßen sie in ihren Schützengräben und feuerten uns ab und an mal ein Kügelchen herüber. Dort, in der Vorhalle der Botschaft, erfuhr ich, daß Jan Kotlar nicht mehr am Leben war.

„Sie haben ihn abgeholt", flüsterte der Alte, indem er mich ansah und doch irgendwie nicht mich meinte, „im Februar 1944 haben sie ihn geholt. Direkt von Zuhause, in der Nacht. Mitten aus dem Schlaf haben sie ihn herausgerissen und ließen ihn kaum zur Besinnung kommen..."

Er bat mich, zu einem Plauderstündchen zu ihnen zu kommen, mit mir über Polen und andere Dinge zu sprechen.

Noch am gleichen Tage ging ich abends zu ihnen. Die

Familie Kotlar war schon öfter umgezogen, und mit jeder neuen Wohnung kletterten sie einige Etagen höher hinauf. Diesmal mußte ich auf steilen Treppen, wie auf einer Leiter, emporklimmen und lange Korridore passieren. Sie wohnten im siebenten Stockwerk, das ganze Haus schwankte und krachte wie eine zerschellte Galeere. Hinter einer der sich aneinander reihenden Türen vernahm ich eine heisere Stimme: „Ich weiß, was ich sage! Er hat es versprochen, uns aufzusuchen, dann kommt er auch. Ihr kennt Pankrat nicht..."

Von Augustine Kotlar will ich hier keine ausführliche Beschreibung geben; nur soviel möchte ich von ihr sagen, daß sie ein tüchtiges Mädchen war. Mehr als einmal sind wir uns im Leben begegnet und haben uns unterhalten, doch niemals sind wir dazu gekommen, von der Liebe zu sprechen. Ich weiß nicht einmal so recht, ob ich in sie verliebt gewesen bin oder nicht. Vielleicht blieb mir auch zu wenig Zeit dafür, denn in Paris hatte ich stets viele wichtige und eilige Angelegenheiten zu erledigen. Als ich im Jahre 1937 von Spanien aus hierher reiste, brachte ich einen Brief von Jan mit. Am letzten Abend waren Augustine und ich zufällig für einen Augenblick allein im Zimmer. Ich nahm ihre Hand. Aber sie gab mir zu verstehen, daß ihr nichts daran läge – offenbar hatte sie einen anderen. Ich breitete die Arme aus: Gottes Segen. Nachher habe ich sie zehn Jahre lang nicht mehr gesehen.

Inzwischen hatte sie zwei Knaben das Leben geschenkt, die ihrem Bruder Jan Kotlar ähnlich sahen. Mädchen, die solch eine Natur wie sie besitzen, sind imstande, auch in schwierigen Zeiten zu gebären: der älteste Sohn kam am Tage, als Paris fiel, zur Welt, der jüngste zwei Tage nach der Verhaftung Janeks.

Aus Augustine war eine stattliche Frau mit starken Hüften geworden. Es gibt eine Art Mütter, die hübsch, kraftstrotzend und klüger als ihre Männer sind; sie verstehen ihre Umgebung in Schach zu halten. Ich traf sie bei der Arbeit an, die Arme steckten bis zu den Ellenbogen im Wasser. „Da bist du", begrüßte sie mich, „na, endlich bist du

da." Ihr Mann, sehr schweigsam, mit offenen, masurischen Augen, arbeitete als Monteur in Autowerkstätten. Sie machte sich ein wenig über ihn lustig, aber in einer herzlichen Art und Weise. Als er mich begrüßte, warf er aus Versehen ein Glas um. „Natürlich", lachte sie, „ohne daß etwas Ähnliches passiert, geht es nun mal nicht ab, so tapsig wie ein Bär ist er! Alle Gegenstände, die kleiner als ein Lastkraftwagen sind, stößt er unweigerlich um."

Nein, sie hatte sich kaum verändert. Die Haltung ihres Kopfes war noch genau so graziös und aufrecht, ihr Hals ebenso schlank wie früher, nur in ihren Augen war zu lesen, daß etwas endgültig vorbei war – nicht etwa eine Reihe von Jahren, sondern eher jene kurzen Tage ihrer Jungmädchenzeit, mit ihrer Unruhe, ihrer Hoffnungsfreude oder ihren Ängsten ... Nie habe ich diesen Ausdruck so recht zu bestimmen vermocht. Ich merkte, daß ihre Anwesenheit irgendwie etwas in mir aufrührte, und ein Gefühl der Wärme bemächtigte sich meiner; ich nahm auf einem Hocker Platz und fragte sie, ob sie immer noch „die kleine Cotelard" genannt würde. Ich besann mich, daß sie vor dem Kriege in ihrer damaligen Wohngegend nur unter diesem Namen bekannt war, denn alle kannten sie. Aber sie erwiderte, „die kleine Cotelard" könnte man nicht lange bleiben, und einmal käme der Tag, an dem man erwachsen wäre. „Und dann", fügte sie lächelnd hinzu, „beginnt das Leben. Gerade mit diesem Tage. Und alles ist so anders."

„Man sollte die jungen Mädchen rechtzeitig darauf vorbereiten", bemerkte sie.

„Sie würden es nicht glauben", entgegnete ich.

„Ja", stimmte sie zu, „sie würden es nicht glauben."

Außer den alten Kotlars saßen noch der kahlköpfige Faquonet und sein Sohn am Tisch. Ich war ihnen hier schon mal vor Jahren begegnet. Vater Faquonet war Zugführer bei der Untergrundbahn, der Junge war Amtsdiener in der Präfektur. Beide lebten in dem Stadtteil Picpus, beide lasen die „Humanité", beide tranken nur Bier. Selbstverständlich mußte ich ihnen von Polen erzählen, das sie ebenso interessierte wie

früher Spanien. Die französische Sprache beherrsche ich nicht fließend. Deshalb sprach ich polnisch – so wie früher auch immer – und der alte Kotlar übersetzte.

Ob in Polen die Arbeiterklasse regiere, wollten sie wissen. Damit mußte ich also anfangen. Mir konnten sie wirklich vertrauen, ich war ja kein Fremder, und dennoch drückte sich in ihren Blicken ein gewisses Mißtrauen aus.

„Pankrat“, fing Kotlar zu reden an, „als du von Spanien hierher kamst, das weiß ich, war die Sache völlig glatt, so wie diese Tischplatte hier. Auf der einen Seite die Partei, auf der anderen – die Faschistenhunde. Es existiert nur diese eine Partei, habe ich nicht recht, wie? Nur diese eine, und alles andere ist Betrug. Kannst du, wie du es damals tatest, deine Hand hierhin legen und sagen: Hier habt ihr meine Hand, dieselbe, die gegen die Faschisten Granaten schoß, ich gebe sie euch als ehrliches Unterpfand der Wahrheit, damit ihr daraus den Glauben schöpft, daß die Arbeiter in Polen den Großgrundbesitzern das Land und den Industriellen die Fabriken fortgenommen haben. Kannst du das tun, Pankrat? Faquonet ist der Ansicht, daß es so am besten wäre.“

„Das kann ich“, antwortete ich.

„Er sagt, er könnte es“, murmelte Kotlar vor sich hin, indem er Faquonet ansah.

Ich begriff, daß das noch nicht alles war. Ich wartete auf das, was nun noch kommen würde. Augustine, hinter ihren Rücken stehend, gab mir mit ihren Blicken zu verstehen: Hab Geduld ... Sie lächelte mir zu, eine Haarsträhne, die ihr ins Gesicht gefallen war, aus der Stirn streichend.

„Faquonet ist der Meinung“, begann Kotlar wieder, „daß man uns betrügt. Vorher Millerand, jetzt Blum. Advokaten, hm?“ Faquonet war der Überzeugung, daß man nur den wirklich echten Arbeitern vertrauen könnte. Wer nicht wirklicher Arbeiter ist, behauptete er, besitzt keine innere Widerstandskraft und läßt sich an der Nase herumführen. Natürlich ließ er auch Ausnahmen gelten. „Selbstverständlich“, stimmte Kotlar bei, „zum Beispiel die, die in der ‚Huma‘ schreiben.“

Kurz gesagt, es ging ihnen um die Macht des Proletariats. „Nur die Arbeiter", wiederholten sie, „kein anderer. Kein anderer ist dazu imstande." Sogar Kotlars Schwiegersohn, der bisher hartnäckig geschwiegen hatte, richtete sein hellblaues Augenpaar auf mich, bewegte jetzt auch seinen Kopf hin und her und brachte mit seiner überraschend tiefen Stimme ein tönendes „Kein anderer" hervor.

Ich legte meine Hand auf den Tisch und öffnete sie. Alle vier schauten sie an.

„Ihr kennt mich", sagte ich, „ich könnte euch einfach nicht belügen."

Ich begann, ihnen von der polnischen Revolution zu erzählen. Das war für sie durchaus keine einfache Sache. Sie konnten sie zunächst gar nicht ohne weiteres begreifen. Sie fragten mich nach den Standarten, nach den blutigen Massakern, nach den Zusammenstößen mit der Polizei. Ob die Arbeiter beschossen wurden, ob die Faschisten über viele Waffen verfügten, und wie es in Warszawa am Anfang zuging?

Ja, es wurde auf die Arbeiter geschossen. Die Faschisten besaßen eine Menge Waffen ... Ich beantwortete jede einzelne Frage ganz ehrlich, obwohl ich wußte, daß ich sie in keiner Weise erschöpfend behandelte. Es war nicht leicht, ihnen eine ausführliche Beschreibung dieser polnischen Revolution zu geben, die sich bis zum heutigen Tage in den Städten und Dörfern vollzieht. Ob sich das Heer auf die Seite der Arbeiter gestellt habe? Ob die Generale entwaffnet worden seien, ob man die Spitzel an den Laternenpfählen aufgehängt habe ...

„Hört einmal her", unterbrach ich sie schließlich.

„Ihr wolltet wissen, was sich zu Beginn in Warszawa zugetragen hat. Ich will euch nun erzählen, was ich selbst gesehen und erlebt habe:

Die Stadt empfing uns mit Rauchwolken erlöschender Brandtrümmer. An der Schwelle der Brücke lag eine Frauenleiche, mitten durchteilt. Das war eine steinerne Brücke, die von den Faschisten gesprengt worden war. Nach dem

Westen fliehend verwüsteten sie hinter sich das Land. Wir marschierten auf einer Holzbrücke in die Stadt ein. Es war eine Pontonbrücke, die von den Soldaten gebaut worden war. Von Polen und Sowjetrussen – Arbeitern, genau solchen, wie ihr es seid, mit erdfarbenen Feldmänteln bekleidet. Auf der ersten Straße hinter der Brücke – die einem Flußbett glich, in dem der Strom versiegt war – näherte sich uns ein Mann mit einer Arbeitermütze auf dem Kopfe. Er hatte den Karabiner über die Schulter gehängt und sprach uns an: ‚Genossen'."

„Und das war die Revolution?" flüsterte Kotlar mit einem Ausdruck des Erstaunens.

Ich fuhr in meiner Erzählung fort. Wem hätten sich jene Tage nicht in das Gedächtnis eingeprägt. Anfangs kam uns die Stadt wie eine einzige Brandstätte vor; überall rauchgeschwärzte Spuren nach einem Feuer, das gelöscht worden ist, aber noch glimmt.

„Mir sind solche Menschen begegnet, die sich über uns lustig machten, als sie hörten, daß wir hier eine neue Hauptstadt gründen wollen. Die Hauptstadt, sagten sie, indem sie irgendeinen verrosteten Topf, der gerade aus einem Trümmerhaufen herausragte, mit dem Fuß in die Gegend schleuderten, wird so ähnlich werden … Verstehst du das, Kotlar? Und dennoch ging von dieser Trümmerstätte, die höchstens den Ratten als Behausung hätte dienen können, die Revolution aus, verbreitete sich über das ganze Land, um Grund und Boden aufzuteilen und die Fabriken zu besetzen."

Augustine nahm neben mir Platz. Ich fühlte ihren Blick auf mir ruhen. Sie hörte mit den anderen zusammen aufmerksam meinem Bericht zu:

„Ihr fragt, ob Blut geflossen sei und die Arbeiter beschossen worden seien? Ich will euch jetzt sagen, was ich unlängst mit eigenen Augen gesehen habe. Ungefähr vor sechs Wochen befand ich mich vor dem Parteilokal in dem Städtchen S. Um mich einige Häuser, ein versumpfter Marktplatz und ein Brunnen. Es war am Abend, kurz vor Einbruch der Nacht. Man führte mich in eine Stube, die von einem kleinen Lämp-

chen spärlich erleuchtet wurde. In der einen Ecke vernahm man das Klagen einer schluchzenden Frau. Ein Mann, dessen Gesicht ich in diesem Dämmerlicht kaum erkennen konnte, nahm mich am Arm und sagte: ‚Hier, Genosse.' – Ich fühlte seinen Atem, es war der eines erschöpften, von Furcht und Schrecken erfüllten Menschen. Auf dem Fußboden lagen nebeneinander zwei Menschen. Als ich sie mit der Taschenlampe beleuchtete, stellte ich fest, daß sie weder Augen, noch Mund, noch Wangen hatten. Sie hatten keine Gesichter mehr, Kotlar, die waren eine breiige, erstarrte Masse. Auf ihren Handgelenken sah ich, als ich mich herunterbeugte, Spuren von Stricken. Die Faschisten hatten sie mit abgehackten Baumstümpfen zerschmettert. Wißt ihr, was für Menschen das waren? Das waren Leute, die den Boden aufteilen sollten."

Ich hörte, wie Kotlars Schwiegersohn laut schluckte. Er öffnete den Mund, um etwas dazu zu sagen, und machte dabei mit seinen großen Fäusten, die sich gegen den Tisch stemmten, eine ungelenke Bewegung. Kotlar wiederholte noch einmal: „Ich sagte doch schon: Das sind Hunde." – „Die Revolution..." erklärte ich weiter, „ihr fragt, wie sich die Revolution vollzieht. Wenn ihr danach fragen würdet, wie die Welt aussieht, so wäre diese Frage ebenso schwer zu beantworten. Das, was sich Tag für Tag abspielt, Hoffnung und Widerstand – das ist die Revolution. Sie tritt nicht von irgendwo an uns heran, sie muß unter uns entstehen. Sie braucht Köpfe und Hände, immer wieder neue Köpfe und Hände, wie es im Bergwerk ist, oder an der Front, oder beim Neubau eines Hauses. Millionen Menschen und Jahrzehnte, Kotlar. Hier Bosheit, woanders Lachen, wie es nun mal im Leben zu sein pflegt. Manchmal vernichtet sie ein ganzes Menschenleben, einer wütenden Bestie gleich, und auch das kann man nicht ändern."

Wir unterhielten uns bis spät in die Nacht hinein. Faquonet schenkte Bier ein. Sein Sohn erzählte, wie im Jahre 1942 die Maquisarden in der Untergrundbahn einen SS-Oberst erstachen. Die Deutschen nahmen Vater und Sohn als Geiseln mit. Dreimal haben sie an der Wand gestanden. Aber, Gott

weiß warum, schließlich haben sie sie doch wieder laufen lassen.

„Da hattet ihr aber Glück", bemerkte Kotlar. Und alle wiederholten im Chor: „Ja, da hattet ihr wirklich Glück." Diese Geschichte hatten sie sicher schon zum hundertsten Male gehört. Dann redeten wir von Polen, sprachen von der Revolution und von den großen Verlusten an Menschen in der Heimat.

Kotlar schwieg eine Weile und blickte uns durch seine altmodischen runden Brillengläser an. Er sann angestrengt über etwas nach, bis er schließlich zu reden begann: „Wenn in Polen Revolution ist..."

„Wenn in Polen Revolution ist, Faquonet, wie denkst du darüber, wie soll man sich verhalten, was ist zu tun?"

Faquonet, für gewöhnlich zurückhaltend in seinen Urteilen, äußerte sich nur langsam und meinte, der Entscheidungen gäbe es immer mehrere. Sein kahlköpfiges Haupt Kotlar zuwendend, sagte er: „Alles hängt von dir ab."

„Ein guter Freund", erwiderte Kotlar und versank wieder in tiefes Sinnen, uns mit seinen Blicken durchbohrend.

Alle waren bewegt, als ob sie fühlten, daß eine wichtige Entscheidung bevorstände. Nach einem kurzen Augenblick meldete er sich wieder und gestikulierte heftig dabei:

„Ja ... denke ich", murmelte er und riß seine Augen groß auf, „es ist sinnlos, noch ein Wort darüber zu verlieren... Das ist doch klar, nicht wahr? Denn wenn es anders wäre..."

Plötzlich riß seine Stimme ab, und er blickte mich allein an. „Wie denkst du darüber, Pankrat?" Das sagte er ganz leise zu mir. Und dann schloß er die Augen, als ob er sich vor meiner Antwort fürchtete.

„Ich denke ja, Kotlar", antwortete ich.

„Vierzig Jahre...", sprach er leise vor sich hin, ohne seine Augenlider zu heben. „Oder auch mehr. Ist das nicht zu spät?"

„Es ist niemals zu spät. Es ist eure Heimaterde. Dort werdet ihr auch Arbeit bekommen."

Ich wußte, daß er noch gern etwas leisten wollte. Er fühlte



sich unglücklich, seitdem er seine Arbeit verloren hatte. Aber es ging ihm ja nicht nur um seine eigene Person. Er heftete seinen Blick auf Augustine.

„Und sie, was soll aus ihr werden?“ beunruhigte er sich. „Und er ... Sie sind doch noch nie dort gewesen. Das ist eine ganz andere Sache.“

Augustine stand in der Küche und kehrte uns den Rücken zu. Von hinten trat ich an sie heran.

„Kleine Cotelard“, sagte ich, „du hast auch noch ein Wort mitzureden.“

Als sie sich zu uns umwandte, sah ich, daß sie feuchte Wangen hatte. In diesem kurzen Augenblick, den sie hier allein verweilt hatte, schien sie still Abschied genommen zu haben von den vergangenen Tagen oder Jahren – vielleicht von jenen, über die sie mit mir am Anfang unseres Wiedersehens gesprochen hatte.

„Was wollt ihr eigentlich von mir“, zuckte sie mit den Schultern. „Ich werde doch nicht allein hier zurückbleiben.“

Mehrere Male wiederholte sie, beinahe so, als ob es sie ärgerte, daß sie nicht allein bleiben würde und als Frau des Bären auch in Polen leben könnte. Nach diesen Worten verschwand sie hinter dem geblümten Wandschirm, der das Zimmer in zwei Räume teilte. Als ich die Wirkung dieser Entscheidung auf den Schwiegersohn beobachtete, bemerkte ich, wie seine starre Begeisterung einer plötzlichen Bestürzung wich. Aber man goß ihm Bier ein und ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. Er sah nach einem verliebten Ehemann aus. Im übrigen braucht man sich darüber nicht zu wundern. Nur wenige Ehefrauen dieser Art sind in der Welt zu finden. Ein tüchtiges Mädchen, diese „kleine Cotelard“.

Witold Zalewski

Nicht mehr weit nach Kazanowice

Der Wagen wird schneller. Die Nadel springt von vierzig auf fünfundvierzig, dann auf fünfzig, sechzig Kilometer. Zu beiden Seiten des Wagens flirren die Kiefern vorüber. Der Motor singt. Aber die gute Wegstrecke ist nur kurz. Wir werden langsamer.

„Auf besserer Straße kann man siebzig herausholen“, meint Chrapek.

„Der Wagen ist nicht von Pappe.“

„Dreieinhalb Tonnen Belastung...“

„Zulässig“, wirft jemand ein.

„Er läuft gut. Der Kühler ist in Ordnung, der Motor wird nicht heiß.“

„Der Wagen ist stark.“

„Ich bin gespannt, wie er auf Sandboden läuft.“

„Das werden wir gleich sehen, die Chaussee endet hier.“

Die Wälder entlassen uns auf breite Felder. Einige Kühe mit einem Hirtenjungen trotten an uns vorbei. Der Wagen brummt, die Kühe springen unruhig umher, verirren sich in Kartoffel- und Lupinenfelder. Der Junge springt schreiend ziellos hinter ihnen her.

„Seht mal, solch ein Junge hat nicht einmal einen freien Sonntag.“

„Kein leichtes Amt, dieses Viehhüten“, sagt Chrapek. „Ich kenne das“, antwortet er auf meinen fragenden Blick. „Ich bin auch so gelaufen ... Ich komme vom Lande...“

Da geht der Weg zu Ende. Der Motor blubbert schwer über den Sand. Ein leichter Wagen mit einem schnellen Pferd

huscht an uns vorüber. Der Bauer schaut gleichgültig auf unseren Laster und treibt seinen Hengst an. Auch uns im Wagen überfällt Müdigkeit. Immerhin haben wir siebzig Kilometer hinter uns. Unterwegs sind drei Gruppen in Dörfern abgestiegen, in denen die Ernte in vollem Gange ist. Nur fünf Mann sind übriggeblieben, die Mannschaft für Kazanowice.

„Ich kenne diese gottverlassene Ecke", meldet sich Nowak. „Im Jahre 1945 sind wir auch durch dieses Nest gefahren, damals aber anders. Nach Lipsk kamen wir in schönstem Zivilanzug, aber unter den Jacken hatten wir Karabiner, in den Hosentaschen Revolver... Trotzdem mußte mein Junge daran glauben...", fügt er mit ruhiger Stimme hinzu.

Die Gemeinde Kazanowice, in einen scharfen Knick der Weichsel eingezwängt, liegt zwischen Feld und Sand abseits vom Verkehrsnetz. Von Kazanowice bis zur nächsten Eisenbahnstation sind es dreißig Kilometer, bis zur Chaussee acht Kilometer. Wie leben diese Menschen hier? Im Winter zum Beispiel, wenn der Frost die Felder härtet und es draußen nichts zu tun gibt? Oder während der Schneeschmelze? Oder im Spätherbst, wenn alles ringsum sich auf die Stille der kurzen Tage vorbereitet? Die Neugier, fremdes Leben kennenzulernen, hält mich fest. Was ich über Kazanowice weiß, ist nicht gerade ermunternd. Ein vergessenes Dorf, von den Segnungen der Zivilisation kaum berührt.

Wir nähern uns dem Ziel. Der Wagen hat den Anforderungen des Weges in jeder Hinsicht standgehalten. Erwartungsvoll schauen die Arbeiter um sich.

„Paßt nur auf, damit wir den Weg nicht verfehlen", lacht Baranski.

„Das wichtigste ist, daß uns der Kranz zufällt", sagt Chrapek. „Vorläufig haben wir keinen Kontakt mit dem Dorf. Wir helfen bei der Ernte und heimsen die Lorbeeren ein...", fügt er hinzu, als er mein Erstaunen bemerkt.

Bis jetzt sind sie alle heiter gewesen, haben sich die Zeit mit Scherzen vertrieben und die Vertreterin des Frauenbundes geneckt, die unterwegs ausgestiegen ist. Jetzt werden ihre

Gesichter merklich lang. Wir fahren durch ein ärmliches Dorf. Die Leute haben ihre Sonntagskleider angelegt, machen uns Platz, stehen am Straßengraben und betrachten uns aufmerksam. Die Frauen pressen ihre Gebetbücher und Rosenkränze an die Brust.

„Kennt einer von euch den Ortspfarrer?"

Keine Antwort.

„Er wird sich von anderen nicht unterscheiden", wirft einer ein.

In beinahe allen Dörfern, in denen das Erntedankfest begangen wurde, war Ähnliches vorgefallen. In dem großen, durch seine fortschrittliche Haltung bekannten Dorf Ciepielowa führte der Pfarrer einen Leichenzug über den Markt, als dort das Erntedankfest abgehalten wurde. Das war keineswegs der übliche Begräbnisweg. Man hielt im Tanz inne, das Blasorchester der Feuerwehr setzte aus. Aber nur wenige ältere Frauen schlossen sich dem Trauerzug an. In zahlreichen Dörfern hatten die Geistlichen größeren Erfolg. Die für die Arbeitsaktivisten vorgesehenen Kränze wurden in die Kirche gebracht und am Altar niedergelegt. Wo Arbeiter erschienen, wurden Prozessionen veranstaltet. Das Dorf wurde gespalten und gewöhnlich hielt es ein Teil mit dem Pfarrer.

Wieder fährt ein Pferdewagen an uns vorbei. Ein herrlicher Brauner galoppiert am Rande der Straße. Auf einem mit einer Decke bespannten Strohbund sitzt ein bärtiger Bauer, seine Frau neben ihm, kräftig reißt er an der Leine.

„Prächtige Pferde", sagt Chrapek. „Die Bauern lieben ihre Gäule."

„Hoffentlich ist Baska auch schön..."

„Fein anziehen und auf den Jahrmarkt." Die Arbeiter lachen.

Wir verlassen den Abhang und fahren in ein breites Tal ein. Nicht fern von uns liegt das Dorf. Das Ziegeldach der Kirche steigt aus den Linden hervor.

„Das ist Kazanowice..."

Der alte Nowak setzt sich neben mich.

„Ich kenne die Gegend. Hier hat man mir 1945 meinen Sohn angeschossen, in Lipsk ... Jetzt ist seine Hand steif."

Der Wagen donnert über die altersschwache Brücke. Die Arbeiter richten sich her, klopfen den Staub von ihren Anzügen, kämmen sich. Wir fahren in Kazanowice ein.

Auf dem abseits gelegenen, beinahe menschenleeren Markt, der mit geweißten Bäumen geziert ist, schlägt unser Wagen einen Bogen und hält vor einem Haus, von dem uns ein grünes Schild mit der Aufschrift „Genossenschaft der Bäuerlichen Selbsthilfe" entgegenleuchtet. Aus dem Laden springt Gorczyca, rot angelaufen, mit widerspenstigem Haar. Er eilt auf den Laster zu.

„Seid ihr endlich gekommen ...?" Er sieht sich um, bedeutet uns zusammenzurücken und flüstert: „Kanada ..." Er beugt sich noch weiter vor.

„Vor drei Tagen haben sie den Dorfältesten vorgenommen ..." Er hält inne.

Chrapek macht große Augen, Baranski blufft. „Na, wie sind wir gefahren, Genossen ..."

Das von Falten gezeichnete Gesicht Nowaks strafft sich. Wojtal mischt sich ein: „Die müßte man verdreschen ..."

„Wartet ..."

„Gestern haben sie die Bäuerliche Selbsthilfe überfallen und 90 000 Zloty mitgenommen ..."

„Und die Miliz?"

„Die ist da. Der Posten ist verstärkt. Jetzt sind es neun Mann mehr. Jetzt herrscht schon wieder Ruhe. Es ist umstellt, wie sich's gehört", beruhigt er sie, als er ihre überraschten Gesichter bemerkt.

„Und ich sitze hier seit Donnerstag, drei Tage. Abends, sage ich euch, wenn ich durchs Dorf ging, mußte ich schwer aufpassen, um nicht eins über den Kopf zu bekommen. Bisher ist nichts passiert."

Ein junger, schmächtiger Bauer und ein älterer mit einem Kleeblatt im Knopfloch treten heran. Gorczyca stellt vor.

„Das ist der Kreissekretär unserer Partei, und das der Sekretär der Volkspartei und Vorsitzende der Bäuerlichen

Selbsthilfe. In ihren Händen ruht die ganze Arbeit hier. Was ist mit dem Orchester, erledigt?" Sie besprechen die laufenden Angelegenheiten.

Vor dem Haus stehen Gruppen von Jugendlichen. Kinder spielen scharenweise auf der laubgeschmückten, in der Mitte des Marktes errichteten Tribüne.

In dem hinter dem Laden der Genossenschaft gelegenen Raum frühstücken wir. Man gibt uns Wurst, Brot und Bier.

„Habt ihr die Häuser gesehen?" sagt Chrapek. „Und die Erde ist gut ... lauter Kohlfelder..."

„Ja. Hier ist nicht viel zu holen. Nach dem Erntefest dampfen wir wieder ab."

„Wißt ihr, was für ein Dorf das ist?" fragt Gorczyca. „Hier sind Schuster, eine Schustersiedlung. Sie beliefern die ganze Gegend mit Schuhen, aber sie haben auch Land. Und Läden gibt es noch und noch. Seht nur, da ist die Genossenschaft und nebenan Läden. Überhaupt, hier ist allerhand los. Einmal wöchentlich haben sie Jahrmarkt, da könnt ihr euch vorstellen, was für eine Stange Geld sie verdienen..."

Drei junge Burschen treten ein, Hände in den Taschen. Arrogant sehen sie auf die Arbeiter herab. Zwei stehen an der Tür, einer am Fenster. Ich spüre die Hand der Revolution in meinem Nacken. Es rieselt mir kalt über den Rücken.

Chrapek sieht mit weitgeöffneten Augen drein, ich habe den Eindruck, als zeige er mit dem Kopf auf den Ausgang. Wir schweigen. Gorczyca macht eine wegwerfende Handbewegung, stößt mit Baranski an.

„Also", wendet er sich an die Jungen am Fenster, „macht ihr heute mit?"

Einer von ihnen sieht ihn durchdringend an. „Klar", brummt er. Langsam verlassen sie den Raum.

„Ich hoffe, daß wir zweitausend zusammenbekommen", sagt der blasse Sekretär.

„Und wenn es nur tausend sind", antwortet Gorczyca.

„Was ist mit dem Pfarrer?" fragt Nowak.

„Ein alter Herr, der niemandem etwas zuleide tut", beruhigt uns Gorczyca.

„So gibt es heute keine Prozession?“

„Ach woher!“

Der Kreissekretär tritt an uns heran.

„Aber im Nachbardorf“, schaltet er sich ein.

Es erweist sich, daß im benachbarten Tschow eine Messe gelesen wird, und schon im Morgengrauen hat der ruhige Pfarrer eine riesige Prozession aus dem Dorf hinausgeleitet. Es scheint, als sei der Genossenschaftsleiter verlegen, aber das kann auch ein Irrtum sein, er macht einen dickfelligen Eindruck.

„Gehört Ihr zur Partei?“ fragt Baranski.

„Jaa“, zögert er mit der Antwort. „Volkspartei“, fügt er leise hinzu. Er winkt ab. „Hier gibt es nicht viel zu tun.“

Chrapek nimmt den Sekretär zur Seite. „Wie lebt ihr hier, Genosse?“

„Nicht leicht. Das Faustrecht ist nicht ohne. Versteht ihr? Das ist eine Schustersiedlung. Wenn so einer seine zehn Hektar hat und eine Werkstatt dazu, dann hat er auch Gesellen.“

„Ihr müßtet euch organisieren. Es gibt doch bestimmt auch Ärmere.“

„Freilich, die meisten. Aber es ist schwer. Der Dorfälteste war einer von uns. Am hellichten Tage, als er auf dem Fahrrad saß, bekam er eins mit der Axt über den Schädel. Jetzt ist das nicht mehr so wie früher, jetzt kann man leben. Denn früher ... Aber wir sind so abgesondert, man denkt zu wenig an uns. Man muß uns helfen. Sonst schaffen wir es nicht in so kurzer Zeit ...“

Chrapek hört gespannt zu. Er nickt. Der Sekretär fährt fort:

„Das schlimmste ist, daß es so schwer ist, jemanden zu überzeugen. Man tut, als sehe man die Vorteile, aber mitmachen will keiner. Wie er es gewohnt ist, sieht er auf den Pfarrer oder auf den Nachbar, der ihm das Pferd leiht, er nützt ihn aus, aber das ist auch alles ... Man muß uns mehr helfen, Genosse ...“

Die Kinder haben ihre Vorführungen beendet, in Zweier-

reihen marschieren sie ab. Man hört den gleichmäßigen Takt der Trommel. Jemand ruft: „Sakschuwek kommt!"

Vorne marschiert das Orchester. In der Mitte eine lange Latte mit einem Schifferklavier, links ein Geiger, Sportmütze keß in die Stirn geschoben, Stummel in den Mundwinkel geklebt, rechts der jüngste der drei, der in die ausgefranste Trommel und die Messingteller haut. Sie schauen nicht zur Seite und spielen ernst ihren Zirkusmarsch.

„Wir Arbeiter werden euch Bauern helfen, damit die Reste der Ausbeutung auf dem Lande verschwinden, damit ihr noch mehr erntet, damit ihr euer müdes Haupt dem Buche zuwendet, dem Wissen. Uns Arbeiter und Bauern trennt nichts, wir arbeiten zusammen zum Wohle Volkspolens, für eine glückliche Zukunft des sozialistischen Polens. Es lebe das Bündnis der Bauern und Arbeiter!"

Die Menge stimmt in den Ausruf ein. Genosse Gorczyca fährt mit den Fingern durch das struppige Haar und zieht sich zurück. Nowak tritt an seine Stelle. Der alte Nowak wird im Namen der Arbeiter von Starachowice die Kränze entgegennehmen. Er steht auf der geschmückten Tribüne, neben ihm ein verschämter Bauer, ein Arbeitsaktivist der Landwirtschaft.

Der Kreissekretär hatte sich nicht geirrt: es sind viele gekommen, bestimmt über zweitausend. Mädchen treten vor und legen Kränze nieder. Sie singen Erntelieder. Jeder bekommt eins ab: der Genossenschaftsleiter wegen Nachlässigkeit und Bevorzugung, der Gemeindeälteste, weil er noch immer keine Chaussee baut und weil er allzu bürokratisch verfährt, der Schulleiter, weil er von den Kindern die Verrichtung von Privatdiensten fordert. Der Rundgesang ist beißend, niemand wird ausgelassen, alle wichtigen Probleme der Gemeinde werden berücksichtigt. Frühere Erntefeste, die zehn Jahre und mehr zurückliegen, kommen in den Sinn. Liedchen über die herrschaftlichen Söhne, die den Mädchen nachstellen, Klagen über den Verwalter, oft auch über seine Faust, Schmeicheleien für den Gutsbesitzer, „unseren Vater".

Jetzt singen die Mädchen vom Pfarrer. Ich höre aufmerk-

sam zu. Das sitzt: Er möge sich mehr um das Seelenheil seiner Gemeinde als um das eigene Wohlergehen kümmern.

„Wer hat die Lieder gemacht?“

„Die Lehrerin aus Kopiec. Prima Frau...“, sagt der Sekretär. Die Menschen zollen lebhaften Beifall.

Der offizielle Teil ist beendet. Auf der Tribüne hüpfen Kinder nach den Klängen eines Krakowiaks. Die Arbeiter sind in der Menge untergetaucht. Die größte Gruppe bildet einen Kreis um Gorczyca und Chrapek. Sie sprechen über die Schwierigkeiten und Mängel. Unter den vielen Gesichtern schälen sich zwei heraus, die die Wortführer machen. Der eine ist dunkelhäutig, mit scharfem Blick, der andere hat ein langgestrecktes Gesicht, das an einen Fuchs erinnert. Die Menge ist angeregt. Sieht man von oben auf sie herab, so erblickt man den sozialen Querschnitt: da ist ein kleiner, eleganter Offizier, da sind Straßenschuhe, da wieder ausgetretene Holzsandalen. Das Gespräch wird mehr und mehr zu einer Auseinandersetzung zwischen Gorczyca und dem Dunkelhäutigen, der von dem Fuchs unterstüzt wird. Der Rest verhält sich zurückhaltend, von Zeit zu Zeit nur wirft er seinen Bauern ein Argument zu.

Chrapek spricht wenig, dafür hört er genau zu, er beißt die Zähne zusammen, denkt angestrengt nach.

„Ja“, stöhnt der Fuchs, „an allem ist der Krieg schuld. Am schlimmsten ist wohl, daß so viele Menschen erschlagen wurden. Jetzt haben wir zu wenig Hände zur Arbeit.“

„Das ist es“, wirft der Schwarze ein, „es ist niemand zur Arbeit da.“

Gorczyca weiß zu parieren. Er spricht über die Kriegsverwüstungen und vom Wiederaufbau des Landes, über die Steuern, die doch für den Bauern nicht allzu hoch seien und nur den Reichen treffen, davon, daß die Steuern schließlich in Form von Investitionen ins Dorf zurückkehren. Ein zweistöckiges Schulgebäude sei ihnen im vergangenen Jahr erstellt worden. Und jetzt werde die Chaussee gebaut werden.

„Ja“, meint der Schwarze, „Steuern müssen gezahlt werden, aber sie sind nicht immer ehrlich verteilt. Aber darum

geht es nicht. Wie soll man sie bezahlen? Wenn der Bauer gedroschen hat ... Roggen hat er ja genug, das kann man sagen. Wo wird er ihn aber los? Der Preis ist festgesetzt, schön. Aber zu dem Preis will man nicht abnehmen..."

„Das stimmt nicht", sagt Gorczyca, „man nimmt ihn zu dem Preis."

„Ja, eine bestimmte Menge. Aber viel auf einmal können sie nicht nehmen. Grundsteuer muß aber bezahlt werden und Feuerversicherung auch ... sollen die doch Getreide nehmen, aber das wollen die nicht."

„Habt Ihr ein Schwein?" unterbricht Gorczyca.

„Ja."

„Bestimmt mehr als eins. Also, verkauft Schweine, dann habt Ihr genug Geld für die Steuern. Aber was soll ich Euch viel erzählen, Ihr wißt selbst am besten, wie es zu machen ist. Ihr seid, wie man sieht, kein schlechter Unternehmer..."

„Ach was!"

Man lacht. Aber in Gorczycas Lachen ist nicht viel Entgegenkommen, und auch der Bauer lacht nur mit den Lippen, die Augen lauern weiter. Eine Zeitlang verpusten die Gegner.

„Die Pferde sind schlecht bei euch", sagt Gorczyca.

„Fragt sich, bei wem", meldet sich der Fuchs.

„Gestern hab ich solch ein Gerippe gesehen, zwei Jahre vielleicht. Das wird kein Pferd mehr."

„Stimmt, es gibt solche Bauern", meint der Schwarze.

„Was soll man schon machen?" läßt sich da ein unscheinbares Bäuerlein vernehmen. „Wenn man arbeiten muß, wartet das Feld nicht. Da muß man auch Fohlen mit einspannen."

„Und die Nachbarhilfe?" fragt Gorczyca.

„Ach, die", lacht der andere.

„Also, wie ist das?" wendet sich Gorczyca an den Schwarzen.

„Leiht Ihr Euer Pferd aus?"

„Ich? Wieso denn?" entrüstet sich der Dunkelhäutige. „Kommt mir denn jemand zu Hilfe, wenn ich Leute für die Ernte brauche?"

„Wenn man Arbeit hat, gibt es keine Nachbarhilfe", ergänzt der Fuchs.

„Ist denn das möglich?" ereifert sich Gorczyca.

„Augenblick mal", drängt sich da ein bärtiger Bauer energisch vor. „Und wenn Ihr ein Pferd ausleiht, wieviel verlangt Ihr dann dafür? Was? Drei Tage! Drei Tage!" Er droht dem Schwarzen mit der Faust. „Drei Tage."

Der Schwarze und sein Gefährte schweigen. Gorczyca bringt die aufgebrachten Stimmen der anderen zur Ruhe. Ich erkenne zwei bekannte Gesichter: das sind die zwei jungen Burschen aus dem Lokal, die meine Nerven so in Anspruch genommen hatten. Jetzt stehen sie mit nicht gerade geistreichen Gesichtern da. Man sieht, sie haben schon einen in der Krone.

„Und die Dreschmaschine?" springt eine scharfe Stimme aus der Menge uns an. „Und wie lange muß man für die Dreschmaschine arbeiten?" „Ausbeuter" ...

„Es ist Zeit, mit ihnen abzurechnen."

Die Helden aus der Kneipe schweigen mit schmalem Lächeln. Sie sehen aus, als hätte man sie geprügelt. Chrapek zieht mich bei der Hand. „Seht, da ist die Katze aus dem Sack gesprungen."

Chrapek schweigt einen Augenblick lang. Er denkt nach. „Es ist weit von und bis nach Kazanowice. Man müßte Samstagabend abfahren, nicht wahr?"

Jerzy Pytlakowski

Schritte

Stefan konnte das Ende der ersten Bohrung kaum erwarten. Gespannt starrte er in die Tiefe. Wenn sich die quirlende Masse jetzt verfärbte – dunkler wurde – und noch flüssiger, dann ...

Wie eine höllische Ballettänzerin zuckte und kreiselte das hohle Bohrrohr zur klatschenden, stampfenden Musik. Dann tauchte es auf – aus dem finsteren Schlund des Schachtes. Stefan zog es herauf und warf es in die Abflußrinne, wo die schlammige Erdmasse übersichtlich und leicht ausgespuckt werden konnte. Dann ließ der Bohrmeister das Rohr wieder in der Tiefe versinken. Und mitten im Geräusch des wuchtenden Rohres, des Knarrens des Seiles, selbst durch das Heulen des Windes, die Rufe der Kumpel hinter dem Bohrturm hindurch schien es Stefan plötzlich, als hörte er langsame, auf dem aufgeweichten Boden glucksende Schritte. Vielleicht war es Einbildung. Vielleicht Angst. Aber er fühlte: In der Nähe des Schachtes ist irgend jemand. Die Anwesenheit eines Fremden machte ihn unruhig. Er schalt sich aus. Wer konnte denn mitten in der Nacht bei diesem Sauwetter im morastigen Gelände umherschleichen?

Stefan bohrte seine Augen in das Dunkel. Er ging ein paar Schritte weiter, schaute noch einmal um sich, ein zweites Mal – er konnte den Bohrturm nicht verlassen. Dort muß es weitergehen. Und der alte Meister mit seinen achtzig Jahren ... wenn er etwas übersieht oder vergißt? Da hilft nichts – Stefan muß wachen. Das Bohrgerüst zittert unter den stetigen wühlenden Stößen.

Stasiak schreit von seinem Standplatz hinter dem Motor: „Ho-ho ... Ho-ho ... Ho! – Wie weit sind wir nach unten gekommen?“

Stefan versucht das Getöse zu überschreien. Das Meßgerät liegt im Schatten der Gerüstsäule, die Ziffern, die die Rohrtiefe anzeigen, sind kaum zu erkennen. „In Ordnung, zweihundert.“ Jetzt stößt der Bohrer auf hartes Erdreich. 1/212 Uhr nachts. Harte Erde in dreihundert Meter Tiefe? Nicht schlecht – jetzt muß man aufpassen! Jeden Augenblick kann da Gas explodieren – im Loch, das untrügliche Zeichen für Erdöl. Sechszöllige Rohre liegen zum Anschluß bereit. Zement wartet darauf, verwendet zu werden.

Zufrieden überschaut Stefan die Anlage. Alles in Ordnung! Und wieder horcht er auf. Durch die brausende Melodie des Sturmes hindurch wird aufs neue das eigentümliche Getapse von Stiefeln laut, die im Schlamm herumstapfen.

Jetzt heißt es warten. Stefan beginnt sich wieder zu sorgen. – Das Sorgen ist ihm eine Gewohnheit in diesem Dorf geworden, in dem er seine Kindheit verlebt hat. Er sorgt sich um das Neue.

Armselig war dieses Dorf im Vorgebirge. Karg seine Felder. Weitab lagen die Fabrikstädte. Jahrzehntelang erduldeten die Leute hier das gleiche Schicksal. Sie lebten im Elend und starben im Elend. Drei Kinder hatte Stefans Vater. Und zwölf Morgen Ackerland steinigen, schlechten Tonbodens, den sie erben konnten.

Stefan hatte wache Augen. Und als er den alten Bohrmeister kennenlernte, der in Lipowa Verwandte hatte, schloß er sich ihm an. Nach einigen Jahren eifrigen Lernens wurde er selbst Bohrmeister. Ein interessantes Leben. Viele Länder konnte man bereisen, andere Menschen kennenlernen. Aber zu Hause in Lipowa hielt man nicht viel von ihm, sah ihn mit scheelen Augen an. Er hat die Scholle verraten, er ist fremd geworden, er hat sich ein leichtes Leben ausgesucht, sagten ihm die Blicke im Dorfe und die abfälligen Bemerkungen des Vaters. Sein älterer Bruder Roman war nicht besser. Kein Wunder, daß Stefan sein Vaterhaus nur selten auf-

suchte, selbst jetzt, da er ganz in der Nähe des Dorfes arbeitete.

Auf der Suche nach Ölvorkommen beschloß die Regierung, auf neuen Feldern zu bohren. Da ruhte Stefan nicht eher, bis man das Dorf Lipowa mit einbezog. Er kannte die Erde, ihren Geruch und ihre Farbe, und er hoffte und ahnte. Auf diese Weise konnte man den Menschen in seinem Heimatort helfen.

Er kannte zwar den Boden, aber die Bauern – die kannte er nicht gut genug. Sie stemmten sich mit der ganzen Kraft ihrer energischen Dickköpfe gegen die Bohrung – gegen die Arbeiter, die bei den Türmen schafften. Sie waren ihnen feindlich gesinnt und zeigten das im beredten Schweigen. Mochte der Preis für den Boden noch so hoch sein, mochte noch so gut bezahlt werden, Streitigkeiten waren an der Tagesordnung. Gerüchte liefen durch das Dorf. Die Erdölexplosion wird uns zerstören – alle. Stefan mühte sich, seine Nachbarn und Freunde aus der Kindheit vom Gegenteil zu überzeugen. Der Ingenieur und die Soldaten versuchten, die Bauern aufzuklären. Es half wenig. Einige unbelehrbare und störrige Leute nahmen sogar eine drohende Haltung ein. Stefans Bruder Roman war unter ihnen. Und deshalb mochte er nicht in seinem Vaterhaus wohnen.

Er muß daran denken, wie er gleich nach seiner Ankunft zu Roman ging, dessen Sohn er als Bohrlehrling ausbilden wollte: „Mein Sohn bleibt zu Haus bei seinem Land. Er wird Bauer wie ich und sein Vater“, schrie Roman ihn an.

„Unser Vater hatte noch zwölf Morgen“, versuchte Stefan seinem Bruder zuzureden. „Du hast nur sechs, von deinen beiden Söhnen wird jeder nur drei Morgen bewirtschaften können. Wie weit reicht das schon?“ Da wurde Roman ganz kurz und böse. „Geh zu deinen Leuten, misch dich nicht in fremde Angelegenheiten.“ Noch einmal versuchte es Stefan. „Was regst du dich auf. Ich bin Arbeiter und du ein Armbauer. Deine und meine Angelegenheiten, das ist ein und dieselbe Sache. Wir teilen das gleiche schwere Los.“

„Dasselbe – das gleiche, das ist nicht wahr?! Überflüssig

seid ihr hier, überflüssig; macht, daß ihr hier fortkommt! Fort von hier!“

Die Brüder gingen im Bösen auseinander. Eigentlich konnte Stefan seinem Bruder nichts nachtragen. Er empfand ihm gegenüber mehr Mitleid als Zorn. Roman verstand die Sache eben nicht. Darin lag seine ganze Schuld ...

So grübelt der Bohrer, bis am Bohrgerüst die Mitternachtspause eingelegt wird. Die Bohrung wird beendet, das Rohr, das sie den „Löffel“ nennen, wird zur Seite geschoben und mit einem eisernen Greifer an der Holzwand des Turmes festgemacht. Als es durch die Luft schaukelt, bespritzt es den daneben stehenden Stasiak mit Schmutz. Stefan tritt unter dem Bohrgerüst hervor ins Freie. Fest stemmt er seine Beine in den Boden, sonst risse ihn der mächtige Karpatenwind um. Es ist so dunkel, daß man die Hand vor den Augen nicht erkennen kann. Wie Nadeln stechen, vom Winde gejagt, Regentropfen ins Gesicht. Stefan umkreist den Bohrturm, wandert weiter bis zu den Büschen, die ihn ein paar Schritte weiter umgeben, biegt suchend die Weidensträucher auseinander. Er schnüffelt durch die Gegend wie ein Jagdhund auf der Spur. Nichts zu finden. Müde hört Stefan den Regen prasseln, der zur Schlummermelodie wird wie das Wehen des Windes. So schnell werden die Wolken vom Gebirge herübergetrieben, daß er glaubt, den Wind zu sehen.

Halb eins. Die zweite Bohrung hat begonnen.

Stasiak steht oben auf der Plattform und lockert das Seil. Bei jedem Nachlassen ruft er laut und vernehmlich: „Ho-ho, ho!“ Der Meister hockt am Regulator, und sein ganzer Körper zuckt im Takt des rüttelnden Turmes. Stefan überprüft die Dampfzufuhr am Motor, kehrt endlich zum Bohrloch zurück. Er ist wütend auf sich, verflucht die Hirngespinste, die ihn verleitet haben, die zweite Bohrung zu verspäten. Der junge Stasiak verlangt, abgelöst zu werden.

„Will nur mal ’nen Augenblick rausgehen“, sagt er. Thomas springt ein. Stasiak läuft ein paar Schritte ins Dunkle. Der Junge ist achtzehn Jahre alt und hat sich das Rauchen angewöhnt. Jetzt hat es ihn wie eine Sucht gepackt. Er glaubt,

keine Stunde lang ohne Zigarette auskommen zu können. Das Rauchen auf dem Grubengelände ist verboten. Aber er zündet, als er sich unbeobachtet fühlt, die sorgfältig gedrehte Zigarette an. Tief saugt er den Rauch in die Lunge. Ein wohliger Schwindel erfaßt ihn. Nur einen Zug, aber dann – dann muß er weiterrauchen. Eine Stimme ertönt plötzlich, weiß Gott woher, aus den Wolken, aus dem Gebüsch, vielleicht auch vom Bohrturm:

„Du Lümmel, wagst es, hier zu rauchen, wirf die Zigarette weg! Austreten!"

Eine schreckliche Stimme – voller Wut und Drohung.

Stasiak verschlägt es die Sprache. Ohne sich zu besinnen, wirft er den Glimmstengel fort, wie besessen rennt er zum Turm.

Doch der Wind fegt den funkensprühenden Zigarettenrest über den Erdboden an die öldurchtränkten Bretter des Turmes. Stasiak erscheint bleich im Eingang und ruft mit versagender Stimme: „Dort, das da." Seine Hand weist auf die Tür. Alle sind herausgelaufen. Stefan als erster. Seine Augen starren in furchtbarem Entsetzen, als er die Flammen sieht, die am Turm emporzüngeln.

Vom Feuer beleuchtet schwankt ein dunkler Schatten im Hintergrund. „Brandstifter", brüllt Stefan und stürmt los.

Das Feuer sinkt vom Regen gelöscht in sich zusammen, ehe Stefan sein Ziel erreicht hat. Es ist wieder finster geworden. Aber im Schein der rotglimmenden Bretter hebt sich die ungewisse Silhouette eines Fremden von der Schwärze der Nacht ab.

„Du hast es angesteckt!" Stefan ballt seine knorrigen Hände.

Der Unbekannte lacht aus vollem Halse.

„Ich soll's gewesen sein – schöne Arbeiter habt ihr hier! Am Bohrloch rauchen!"

„Wer war es?" knurrt Stefan.

Stasiak räuspert sich vernehmlich. Der Meister und Thomas packen ihn beim Arm und gehen mit ihm fort. Aber Stefan bleibt da. Er will unbedingt herausbekommen, wer

da nachts in der Nähe des Bohrturms umherläuft. Langsam weicht seine Panik dem ruhigen Wägen.

„Du bist also hier umhergeschlichen?“

„Klar.“

Jetzt erst vernimmt Stefan einen vertrauten Klang in der Stimme, noch dringt er nicht ganz in sein Bewußtsein:

„Fremden ist der Zutritt zum Grubengelände untersagt, weißt du das?“

„Fremden?“

Die Stimme des Unbekannten klingt sonderbar.

„Was soll das bedeuten?“ fordert Stefan sein Gegenüber heraus.

„Willst du etwa behaupten, daß ich diesem Boden fremd bin?“

Stefan hat seinen Bruder erkannt, noch ehe die Wolken für einen Augenblick den Mond freigeben. Seine Stimme klingt heiser:

„Warum bist du hier? Was tust du hier?“

Zwei widerstreitende Gefühle färben seine Worte. Freude und unversöhnliche Strenge.

„Was tust du hier?“

Roman flüstert leise: „Ich weiß nicht, ich wollte dir sagen...“

Er vermag seine Gedanken nicht auszusprechen. Sie schreiten Seite an Seite. In gleichem Takt, stumm. Und wieder glucksen schwere Schritte im aufgeweichten Lehmboden. Zweifach...

Der Südwind reißt die Wolken auseinander und formt sie zu seltsamen in sich verschwimmenden Zeichen und Symbolen. Roman unterbricht das Schweigen. „Traktoren kommen heut ins Dorf. Richtige Traktoren – für alle.“ Und dann wieder Stille.

„Bohrt ihr?“

„Ja, wir bohren.“

„Und glaubst du, ihr werdet auf Öl stoßen?“

„Sicher.“

Roman atmet schwer. „Wir brauchen Öl – Nährstoffe und

Traktoren wird der Boden brauchen, nur oben ist er dünn und ausgehungert, darunter ist er reich."

Stefan verhält mühsam die Freude in seiner Stimme: „Deshalb bist du zu mir gekommen?"

Roman ist zufrieden mit sich. Er hat alles herausgebracht, was er sagen wollte. Er ist kein Mann der Worte und er wird wieder einsilbig, wie er es gewohnt ist: „Viel Arbeit muß geschafft werden, schwere Arbeit."

„Stimmt, Roman, deine Arbeit und diese hier, die Fabrikarbeit. Verstehst du mich jetzt?"

„Verstehe!"

„Und du gibst uns den Jungen in die Lehre?"

„Ja!" Stockend spricht der Bauer weiter: „Und du – du mußt auch wieder zu uns kommen. Du gehörst doch..."

Lautes Dröhnen reißt ihm das Wort vom Munde. Es kommt vom Turm her. Donnerndes Grollen ertönt – es prasselt in der Luft. Man hört einen Springbrunnen aus der Tiefe schießen.

„Das Öl ist da!" schreit Stefan. „Öl, Öl, Öl", schreien sie. beide mit Stimmen, die sich überschlagen, schreien sie oben beim Turm. Aber der Lärm der Quelle übertönt ihre Stimmen, übertönt den Klang der Schritte!

3*

Tadeusz Borowski

Das Tanzvergnügen

Drei junge Männer – der eine korpulent und klein, mit kariertem Mantel, die Sportmütze vom gleichen Stoff in die Stirn gezogen, der zweite hochgewachsen, in einem schwarzen Mantel mit zerschlissenem Kragen und mit einer Sporthose, der dritte gebeugt in kurzer, gefütterter Pelzjacke mit einem Buch unterm Arm – überquerten die breite, von neuen Lampen hell erleuchtete Straße und fluchten, was das Zeug hielt, über Wind, Matsch und Regen. Ihr Weg führte sie in eine Sackgasse mit Regenpfützen, Schlaglöchern und Schutt. Eine Zeitlang stampften sie schweigend dahin, zogen die Nasen hoch und traten den breiigen Schlamm breit. Schließlich hatten sie etwas trockeneren Boden unter den Füßen, wichen einem am Straßenrand stehenden Kraftwagen aus, der von einer Gruppe gleichgültiger Kinder umringt war, und schoben sich durch die offene Tür des Hauses der Kultur in den Saal. Hier hingen an den Wänden Bilder von Marx, Engels und Bierut, viele Wandzeitungen und schmale Spruchbänder mit fortschrittlichen Losungen. Von der Decke bis zum Fußboden hingen an den Wänden rote Papierbänder, die brüchig und vergilbt wirkten. Auf den Wandbänken saßen von der Hitze ermüdete Kinder, einige schweigende Mütter mit Säuglingen auf dem Schoß, dann schlenderten noch einige junge Burschen und kichernde Mädchen umher. Durch die Tür drang von dem auf halber Treppe gelegenen Büfett Lärm, das Poltern beschlagener Schuhe, Lachen, Kreischen und Rufen. „Sie kommen eine halbe Stunde zu spät, meine Herren", sagte die Leiterin des Vergnügens, die an

ihrem jugendlichen Kragen ein weißes Abzeichen trug. Man sah ihr an, daß sie durch die Unterhaltung angeregt und verjüngt wirkte.

„Das Orchester ist doch noch nicht da", sagte der Korpulente im karierten Mantel. Einsam ging ein Pfarrer durch die leere Saalmitte, er nestelte an seinem Priesterrock und ließ dabei die Spitzen seiner blanken Überschuhe sehen. Er versuchte, auf einem Fußbodenbrett entlang zu gehen.

„Sie sollten vor dem Orchester auftreten", entgegnete die Leiterin vorwurfsvoll.

„Sind die Leute an die Theke gegangen?" fragte der Hochgewachsene im schwarzen Mantel. Er blickte aufmerksam zur Bühne, auf der ein kahler Tisch und zwei zusammengeklappte Stühle zu sehen waren.

„Sie sind an der Theke", erwiderte die Leiterin des Vergnügens. Lärmend und stoßend schleppten kleine Jungen lange Bänke in den Saal, um sie vor der Bühne aufzustellen.

„Wir konnten den Weg im Dunkeln nicht finden", bemerkte der junge Mann im karierten Mantel und zeigte seine bespritzten Hosen.

„Zu uns findet niemand, und die Spießer trinken Schnaps", warf der Pfarrer ein und ging steif über ein Fußbodenbrett.

„Vielleicht verzichten wir ganz?" fragte der in der kurzen Pelzjacke mit dem Buch unterm Arm.

„Sehen Sie denn nicht, daß ich schon angeordnet habe, die Bänke aufzustellen?" wandte sich die Leiterin an ihn. Die Jungen tobten zwischen den Bänken. Die Frauen mit den Säuglingen setzten sich in die erste Reihe und riefen die Jungen zu sich.

Die drei jungen Männer traten an eine der Wandzeitungen, um zu beraten. „Sagen Sie mir doch als Mann von der Zeitung, was ich diesen Leuten erzählen soll", fragte ungeduldig der junge Mann in der kurzen Pelzjacke. Er blickte im Saal umher, der sich mit Gruppen junger Arbeiter füllte. Die Mädchen setzten sich bequem auf die Bänke und legten ihre Handtaschen auf die Knie. Der einsame Pfarrer unter-

brach seinen Spaziergang nicht, jetzt ging er zwischen den Bankreihen auf und ab. Da der in der kurzen Pelzjacke kurzsichtig war, sah er die bunten Wandplakate, die Gestalten der dunklen Männer an der Tür und die buntgekleideten Mädchen mit den geröteten Gesichtern nur undeutlich wie nach dem reichlichen Genuß von Alkohol.

„Natürlich, die sind doch hierher gekommen, um sich zu amüsieren, um zu tanzen und zu trinken, nicht aber um eine Predigt zu hören und mit uns zu diskutieren", sagte der im schwarzen Mantel.

„Wollen Sie denn etwa gleich über den Existenzialismus oder über den Sozialismus sprechen? Sie konnten auf der Hütte mit den Arbeitern über Sienkiewiczs ‚Quo vadis' streiten und in der Konfektionsbranche über Bibliotheken, die es dort nicht gibt, also reden Sie hier über den Schnaps! Das gehört auch zur Kultur!" sagte lachend der im karierten Mantel, ein Redakteur des örtlichen Parteiblattes.

„Man kann es ja versuchen", erklärte sich der im schwarzen Mantel einverstanden.

„Benehmen Sie sich nicht wie eine Schauspielerin, sondern gehen Sie auf die Bühne, Genosse, denn mehr Zuhörer sind nicht zu erwarten", sagte der Redakteur zu dem jungen Mann mit dem Buch und schlug ihm freundschaftlich auf den Pelz.

„Wir bitten", sagte der Pfarrer im Vorübergehen, und indem er sich zwischen die Kinder setzte, betrachtete er eine Wandzeitung, als würde er sie zum ersten Male sehen.

Zwei der jungen Männer entledigten sich ihrer Mäntel und betraten die Bühne. Der mit dem Buch setzte sich hinter den Tisch. Der Dichter lehnte sich mit schweißigen Händen an die Tischkante, zog, vom Licht geblendet, die Augenbrauen zusammen und begann von dem Schriftsteller hinter dem Tisch zu reden. Er lobte dessen literarisches Schaffen und erwähnte die bisherigen Veröffentlichungen. Dann sah er sich im Saal um und fragte, ob jemand der Anwesenden die Bücher des bekannten Schriftstellers gelesen oder bereits von ihm gehört habe. Niemand kannte seine Werke, niemand

hatte etwas über ihn gehört. Alle harrten der Dinge, die da kommen sollten.

„Also gut, dann werden wir uns kennenlernen", sagte der Schriftsteller, erhob sich vom Stuhl und kniff vor Aufregung die Lippen zusammen. Er steckte seine Hände in die Rocktaschen und schob den Stuhl mit dem Bein bis zur Wand. „Ich habe auch nicht gewußt, daß ihr an der Station den Sumpf zuschüttet, daß ihr den Plan übererfüllt, daß ihr ein eigenes Haus der Kultur habt und in diesem Haus Vergnügen mit Alkoholausschank veranstaltet."

„Das Haus wurde erst vor einem Monat eröffnet, und der Schnaps wurde gestern früh für diese Jungen angefahren", meldete sich ein Mädchen von einer der hinteren Bänke. Die Männer an der Tür lachten lauthals.

„Also gut", sagte der Schriftsteller und biß sich auf die Lippen. Er nahm das Buch vom Tisch, las eine kurze Erzählung sorgfältig vor, dann las er von einem Blatt, das er aus der Tasche hervorgeholt hatte, noch einige Gedichte ab. Schließlich sagte er: „Und jetzt möchte ich mit euch über das reden, was ich vorgelesen habe, oder, wenn ihr wollt, können wir auch über Bücher sprechen, die ihr gelesen habt und die euch gefielen, oder wir können uns darüber verständigen, was für Bücher zu schreiben sind, damit sie euch gefallen. Also, wer meldet sich als erster?"

„Ich", sagte der junge Pfarrer und zwängte sich durch die Bänke zur Bühne. Er dachte eine Weile nach, sah kopfnickend auf die Menge und begann mit erhobener Stimme:

„Liebe Brüder und Schwestern! Schlagen wir uns reumütig an die Brust. Der verräterische Feind hat uns gelehrt, Schnaps zu trinken, Brüder und Schwestern in Christo, und jetzt trinken wir alle Schnaps! Die menschliche Natur ist so schwach und die Versuchung so stark! Aber damit nicht genug! In unserer Vorstadt, die von der Stadtmitte nur mit einer Handbewegung abgetan wird, werden Trinkgelage und Orgien gefeiert! Es ist unmöglich, sich sicher zu fühlen. Und wenn ihr mich auch nicht zur Einweihung dieses Hauses geladen habt, so bin ich – wie ihr seht – doch gekommen, und

ich sage euch, wir sind dem Autor größten Dank schuldig, daß er zu uns gekommen ist und uns hilft, unsere Händel zu vergessen. Denn was nützen euch euer Geld und die Arbeitsleistung, wenn ihr an eurem guten Namen Schaden nehmt? Wenn ihr den Namen des polnischen und christlichen Arbeiters entehrt? Denkt daran, daß der Arbeiter zunächst seine Ehre zu verteidigen und unerschütterlich unter dem Banner der Tugend zu schreiten hat, Brüder und Schwestern, unter dem Banner ..."

„... unter dem roten, denn an ihm haftet Arbeiterblut", warf der Schriftsteller ein, indem er sich vom Stuhl erhob. Eine Weile herrschte Stille, die der junge Pfarrer mit vernehmlichem Schneuzen seiner Nase ausfüllte.

„Ich werde mit dem verehrten Autor nicht über diese traurige Materie streiten", sagte er mit gedämpfter Stimme. „Ich wollte dem verehrten Autor und seinen Kollegen nur dafür danken, daß sie in unsere vergessene Vorstadt gekommen sind."

„O, Verzeihung, Hochwürden", unterbrach ihn bissig der Schriftsteller, indem er bis zur Rampe vortrat. „Wir sind nicht aus eigenem Antrieb, sondern aus Pflichtgefühl hierher gekommen, und wir werden immer öfter kommen, bis wir ganz hierbleiben. Viele unserer Kollegen, berühmte Dichter und auch unbekannte junge Literaten, sprechen in ganz Polen täglich mit tausenden Arbeitern in den Lesehallen der Betriebe, in den Kohlengruben, mit den Bauern in den Gemeinden, mit den Lehrern in den Schulen; täglich fragen sie, welche Bücher sie brauchen, welche Gedichte, welche Musik; täglich lesen sie ihre Verse und Erzählungen, täglich lehren sie, wie die Bücher zu verstehen und zu lieben sind, und täglich lernen sie selbst – von den Arbeitern, von den Bauern und von der Intelligenz, wie sie schreiben müssen, um verstanden zu werden, was sie schreiben müssen, um geliebt zu werden. Freilich, die einen lesen ihre Gedichte vor Tausenden von Aktivisten, die gerührt und stolz zuhören, andere – wie wir hier – müssen uns mit Menschen abrackern, die nur an das Vergnügen und den Schnaps denken!"

„Und wollen Sie nicht mit unserem Pfarrer einen heben?" fragte ein Mann an der Tür. Andere lachten laut auf.

Der Schriftsteller blinzelte kurzsichtig. Im trüben Licht verschwammen die Gestalten der Männer, Mädchen und Kinder und die Plakate zu einer öligen Pfütze. Er hieb mit der Faust auf den Tisch und sagte wütend:

„Also? Seid ihr etwa der Ansicht, man könnte euch das endlos gestatten? Ich weiß, daß eure heutige Veranstaltung nicht die letzte ist, bei der Schnaps ausgeschenkt wird. Aber ich sage euch, und ich glaube, was ich sage, und mit mir Millionen Polen, daß der Tag kommen wird, an dem Vergnügen mit Schnaps ein Ende nehmen, an dem ihr ins Haus der Kultur kommt, nicht um Schnaps zu trinken, sondern eine Illustrierte zu lesen, nicht um Schnaps zu trinken, sondern zu einem Buch zu greifen, nicht um Schnaps zu trinken, sondern gute Musik zu hören, nicht um Schnaps zu trinken, sondern einem Literaturabend beizuwohnen. Und dann werden wir miteinander über Literatur und über Bibliotheken sprechen, so wie wir darüber mit euren Kollegen im Bergwerk oder bei der Eisenbahn reden – und dann werdet ihr uns sagen, welche Bücher ihr braucht, was ihr von den Schriftstellern erwartet, was ihr lernen müßt. Vielleicht wird euch das nicht gefallen? Vielleicht wird sich der eine oder andere weigern, ein Buch in die Hand zu nehmen, eine Eintrittskarte für ein gutes Theater zu kaufen oder Rundfunk zu hören? Man wird euch schon dazu kriegen! Uns werden andere folgen, sie werden euch überzeugen, sie werden euch das Buch ins Haus bringen, ein Rundfunkgerät in die Lesehalle stellen, sie werden mit Filmen, mit Musik und mit Diskussionen kommen, sie werden euch helfen, die Vorgänge in der Welt zu verstehen. Sie werden euch zur Kultur zwingen! Euer Kollege, der fleißig lernt und dadurch mehr verdient, wird euch zur Kultur zwingen! Eure Frauen, eure Bräute, die sich eines Trinkers und Analphabeten schämen, werden euch zur Kultur zwingen! Es gibt kein Ausweichen! Hinter uns und hinter ihnen steht die organisierte polnische Arbeiterklasse, hinter uns und hinter ihnen stehen hunderte Millionen Menschen,

die in aller Welt um Brot, Freiheit und Bildung kämpfen. Wer aber steht hinter eurem Vergnügen mit dem Alkohol? Antwortet!"

Eine Weile war es ruhig. Dann klatschten die Frauen, und der Schriftsteller nahm sein Buch vom Tisch und sprang von der Bühne. Die Männer öffneten die Tür zum Korridor. Von der halben Treppe her drang Lärm in den Saal, aber auch ein frischer, nach Regen riechender Luftzug. Durch die Menge zwängten sich jetzt die Orchestermitglieder, die auf der Bühne ihre Instrumente stimmten. Die drei jungen Männer zogen ihre Mäntel an, der eine den karierten, der zweite den schwarzen, der dritte die kurze, gefütterte Pelzjacke. Sie verabschiedeten sich von der Leiterin und verließen, einer nach dem anderen, das Haus der Kultur. Sie wichen dem am Straßenrand parkenden Wagen aus, der von einer Gruppe gleichgültiger Kinder umringt war, und traten wieder in den Matsch. Eine Zeitlang stampften sie schweigend, zogen die Nasen hoch und zermahlten den breiigen Schlamm. Von hinten strahlte sie der sich mühsam durch die Schlaglöcher vortastende Kraftwagen an, in dem zusammengekrümmt der Pfarrer saß.

„Der ist nur unsertwegen gekommen", sagte der junge Mann im schwarzen Mantel mit dem zerschlissenen Kragen.

„Er hatte allerhand in der Krone", erwiderte der im karierten Mantel.

„Aber, aber! Es ist nicht jeder Pfarrer gleich betrunken", sagte der in der kurzen Pelzjacke.

„Mir genügt ein Blick. Ich hab' Erfahrung", sagte der Redakteur. Er hielt inne und versuchte, indem er das Gesicht mit dem Kragen verhüllte, eine Zigarette anzuzünden.

„Außerdem roch er nach Schnaps", sagte er und zog den Rauch ein.

„Ja, und? Was hatten wir nun davon?" fragte zweifelnd der Schriftsteller. „Da sind wir nun durch den Schlamm hingegangen, durch den Schlamm zurückgekommen, und was ist geblieben? Den Schlamm können wir abschütteln, aber auf diese Weise können wir nichts erreichen."

„Du solltest etwas darüber schreiben", sagte der im schwarzen Mantel. „Dir als Prosaiker fällt das leichter. Du weißt doch, wir Dichter . . ."

„Ich?" entgegnete unwillig der Schriftsteller und versank noch tiefer in seine kurze Pelzjacke. „Ich kann Spitzen häkeln, und du willst, daß ich Semmeln backe. Du weißt selbst, wie das ist, andere Formen, andere Themen, andere Menschen. Man muß neu anfangen, das Begonnene verwerfen . . . Du weißt selbst, wie schwierig das ist . . . Vielleicht später, wenn es so weit ist . . ."

Der junge Mann im karierten Mantel und mit der in die Stirn geschobenen Sportmütze blieb stehen und faßte die beiden andern fest bei der Hand. „Man wird euch dazu zwingen!" rief er lachend. „Noch ein Jährchen, noch zwei, dann kommen wir mit neuen Leuten zu euch! Für sie werdet ihr schreiben! Wir werden nicht zulassen, daß ihr weiter in der Art schreibt, an die man euch gewöhnt hat! Wir werden euch heißen, eine neue Kultur zu schaffen! Vielleicht wird euch das nicht gefallen. Hinter uns steht die polnische Arbeiterklasse, hinter uns stehen Millionen Menschen, die in aller Welt um Brot, Freiheit und Bildung kämpfen. Wer aber steht hinter eurem Spiel mit der Kultur? Antwortet!"

Die drei jungen Männer – der eine im karierten Mantel und mit der Sportmütze, Redakteur der örtlichen Parteizeitung, der andere, der Dichter, im schwarzen Mantel mit dem zerschlissenen Kragen, und der dritte, der Schriftsteller mit der kurzen Pelzjacke und mit dem Buch unterm Arm – lachten laut auf und halfen sich gegenseitig. Sie fluchten über Wind, Schlamm und Regen und stampften durch Pfützen, Schlaglöcher und Schutt der breiten, hellerleuchteten Straße entgegen.

Bogdan Czeszko

Episode aus der Friedenszeit

I

Mein Weg führt mich längs des Sturzbachs zurück. Das also ist mein letzter Tag und Abend in der Kleinstadt mit ihren roten Ziegeldächern über den geduckten Häusern. Das Städtchen ist in sanfte Hügel gebettet und sogar die Profile der nahen Berggipfel haben durch den Zwergkiefernbestand und den glättenden Regen an Härte verloren. Die Berge wirken beruhigend, sie beherrschen das Landschaftsbild.

Ich mußte mich anstrengen, um diesem Postkartenstädtchen nicht zu entfliehen, diesen Pfefferkuchenhäuschen, diesen für Hänsel und Gretel bestimmten Wäldern zwischen schimmernden Bergrücken nicht Lebewohl zu sagen. Sooft mich dieses Verlangen überkam, trat mir das Gesicht Ceneks vor Augen, den ich nach meiner Ankunft bei der Begrüßung auf dem Bahnhof gesehen hatte. Als er mich damals anblickte, waren seine Augen mit Rührung erfüllt. Ich erinnerte mich seiner einfach und humorvoll geschriebenen Briefe. Vielfach hatte er mich gebeten, ins Erholungsheim zu kommen. Seine Schriftzüge wurden im Laufe der Monate und Jahre immer durchsichtiger. Es ist natürlich nicht einfach, mit der Linken gleich so ausgeprägt zu schreiben, wie man das früher mit der rechten Hand konnte.

Wer ins Erholungsheim kommt, findet es sonderbar, manchmal sogar unangebracht, daß Cenek trotz seiner Prothese so heiter und zufrieden ist. Seine Herzlichkeit den Menschen und ihren Schwächen gegenüber verleiht diesem großen, architektonisch nicht gerade schönen Bau wohltuende

Wärme. Wenn Cenek durch die Zimmer geht, wirkt er wie ein zum Haus gehörendes Heimchen. Dazu diese Hand und seine fünfundzwanzig Jahre. Tagsüber sehen wir uns nur während der Mahlzeiten. Ich male in meinem Zimmer die Pensionsinsassen. Sie sitzen mir gern, weil sie neugierig sind. Ist das Wetter zufällig günstig, male ich im Freien, was mir in diesem bis zum Überdruß geordneten Landschaftsbild malenswert erscheint.

Cenek spannt den Esel vor einen Zweiradwagen und redet ihm gut zu, ihn zum Bäcker, zum Fleischer oder zum Parteikomitee zur Versammlung zu fahren. Der Esel tappt gemächlich am Sturzbach entlang zur Stadt, wo das Leben verträumt dahinsickert. Was geschieht auch schon in einem Kurort, der den Eindruck vermittelt, als fände hier eine dauernde Siesta statt.

Wenn es dunkelt, kommt Cenek in mein Zimmer; so pflegten wir es schon im verlagerten Kriegslazarett Nr. X zu halten. Damals kam ich zu ihm zu Besuch, und wir vertrieben uns die Zeit mit den glatten, gedrechselten Schachfiguren. Dann kam die Nachtschwester, löschte das Licht und sagte Nachtruhe an. Cenek brannte seine mit einer Feder an der Bettkante festgeklammerte Lampe an, und wir beendeten schweigend die Partie. Nur die zu den Spielregeln gehörenden Worte raunten wir lächelnd.

Durch das offene Fenster drang von der mit Brandgeruch erfüllten Stadt her die Mainacht in den Raum und legte sich mit einwiegendem Schlaf auf die Augen der verschrammten Männer.

Hinter meinem Rücken lag ein Panzerkommandant. Unablässig scharrte er über die Bettdecke. Das war die erste Bewegung, die er sich aneignete, als er erblindete. Seine Haut, die zwischen dem Verband hervorlugte, erinnerte an die Haut eines frühgeborenen Kindes. Drei Wochen vorher wurde er in seinem Panzer mit brennendem Öl übergossen. Oft dachte ich daran, die Blindheit werde ihm zugute kommen, sie werde ihm das Leben erleichtern, denn er wird nicht das Entsetzen in den Augen jener zu lesen brauchen, die sein Ge-

sicht betrachten. Ich sah es, als ich im Operationssaal auf den Verband wartete. Als der Mull entfernt wurde, trat Stille ein; übermäßig laut hantierte die Schwester am Instrumententisch.

Wie oft habe ich Gesichter gesehen, die in einer einzigen Sekunde erbleichten und deren Haut sich durch einen plötzlich empfundenen Schmerz mit Schweißperlen bedeckte. Das Gesicht des Panzerkommandanten wird niemals in der Lage sein, den Ausdruck von Schmerz, Zorn oder Freude anzunehmen. Immer wird auf ihm die Fratze des Krieges zu sehen sein.

Ohne zu resignieren hatte sich Cenek an seinen Zustand gewöhnt. Er begutachtete und häufte Argumente auf, die seine Lebensberechtigung dokumentieren sollten. Nur wenn die noch reaktionsfähigen Nerven seines Armstummels sich meldeten, war er verbittert. Der Schmerz der nicht vorhandenen Hand oder des Unterarmknochens setzte ihm zu.

„Ich werde von den Geistern meiner Finger heimgesucht", pflegte er in solchen Fällen zu sagen und verzog das Gesicht in einem unwirklichen Lachen.

Jetzt ist es anders. Wenn er in meinem Zimmer auf dem Sofa liegt und beim Sprechen die Bedeutung eines Satzes unterstreichen oder meinen Worten konzentrierter lauschen will, stützt er die Last seines Oberkörpers auf den Rest des Armes. Diese Bewegung führt er so natürlich und ungezwungen aus, wie einer, der über beide Arme verfügt und sich aus einem Sessel hebt. Als er sich in meiner Gegenwart so zum ersten Male stützte, sprang ich entsetzt vom Stuhl auf. Ich hatte den Eindruck, er müßte wie eine Katze aufkreischen und sich der Länge nach hinlegen, um den jähen Schmerz allmählich abklingen zu lassen. Aber es geschah nichts dergleichen. Immerhin waren schon einige Jahre seit Kriegsende vergangen.

Mein Weg führt mich längs des Sturzbachs zurück. Ich schreite unter schattigen Birkenkronen, ich gehe an weißen Stämmen vorüber. Steif hängen die Blätter über meinem Kopf, als wären sie ein Stück eines blechernen Kranzes. Es ist schwül; in den Tälern dräut ein Gewitter. Es ist noch weit, und die Wolkenwände, die die nordöstliche Ebene einkreisen, erinnern an eine ferne, von Artilleriefeuer umzüngelte Stadt.

II

Das Gewitter tobte lange in unserer Gegend, als wollte es sich vor dem Sprung über die Berge auf die tschechische Seite der ganzen Last entledigen. In den Rinnen trommelten kurzlebige Bäche. Immer wieder drang durch die herzförmigen Ausschnitte der Fensterläden ein greller Blitz ins Zimmer. Cenek liegt auf dem Bauch und hält eine unlängst angezündete Zigarette reglos zwischen den Fingern der linken Hand. Er stützt sein Gesicht in die Hand. Er hat die Zigarette mit größter Geschicklichkeit angesteckt, indem er die Zündholzschachtel mit dem angezogenen Knie festhielt. Wir schauen durchs Fenster. Hinterm Wald am Fuße der Berge brennt eine Schutzhütte, ein großes menschenleeres Holzgebäude voller Spinngewebe. Zweifellos rührt der Brand vom Gewitter her. Das Feuer läßt nach, es wird von den einstürzenden Gebäudeteilen erstickt. Aber wenig später bricht es wieder kräftiger hervor. Das sieht von weitem so aus, als blinzele uns von fernher ein Auge entgegen. Es ist unmöglich, den Blick vom Brandherd loszureißen. Er fesselt uns, und ich muß daran denken, daß das Feuer uns verständnisvoll zuwinkt, wie ein verschmitzter Bekannter, dem wir unterwegs begegnen.

Cenek beginnt zu reden. Der Zigarettenrauch klettert an seinem Gesicht empor und vermengt sich mit dem gelockten Haar. Er erzählt:

III

„Während des Krieges habe ich viele Brände entfacht, als ich die Geschütze meiner Batterie bediente. Jetzt aber sehe ich das Feuer voller Gram. Es ist überflüssig. Sinnlos zerstört es Wertvolles.

... Ehe ich zu dir kam, kramte ich in meinem Zimmer in Papieren herum und fand eine französische Zeitschrift, die zwei Monate alt ist. Kürzlich war ein Journalist hier, um einige Artikel zu schreiben. Bei seiner Abreise ließ er sein

Material zurück. Die Zeitschrift, die ich erwähnte, veröffentlicht eine Artikelserie unter dem ständigen Titel: ‚Ceux qui préparent la Guerre' ...

Noch ehe du unserer Batterie zugeteilt worden bist, war mir etwas zugestoßen. Damals diente ich noch in der Roten Armee. Das war während der Winteroffensive.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie das Dorf hieß. Während des Krieges schwammen Städte, Dörfer und Gebirge in breitem Strom durchs Hirn. Also, meine Batterie steckte ein Dorf in Brand, in dem zwischen den Gebäuden getarnte, weißgetünchte deutsche Panzer lagen. Unsere Kanoniere sahen weder die Panzer noch das Dorf. Unsere Geschütze lagen hinter dem Wald. Im Morgengrauen des folgenden Tages hielt unsere Batterie in dem Dorf, von dem lediglich der Name und drei Einwohner übriggeblieben waren: eine in völliger Apathie erstarrte Frau, ihr zwölfjähriger Sohn und ein alter Hirt.

Ich unterhielt mich mit dem Hirten. Er stand zwischen den Ruinen, bis zu den Knien in den am Boden schleichenden Rauch gehüllt. Vom silbrigen, fahlen Morgenlicht übergossen, knorrig und bärtig, glich er einem Schamanen, der die in Massen dem Boden enteilenden Erdgeister beschwört. Aber seine Begrüßungsworte waren keineswegs mystisch. – Er polterte krächzend, aber erstaunlich laut hervor: ‚Man kann schon sagen, daß ihr uns zur Begrüßung nicht schlecht eingedeckt habt.' Mit resignierender Handbewegung zeigte er um sich, auf die verrußten Balken, die Reste deutscher Wagen, einen mit Telefondraht umwickelten umgestürzten Wegweiser und einen verfallenen Hügel. Auf der mit einem Kreuz versehenen Tafel war zu lesen: ‚Hier ruhen 50 deutsche Soldaten. Ehre sie.'

‚Ihr fahrt jetzt weiter, zum Teufel, und wir bleiben hier.' Er spuckte kräftig aus und winkte verärgert ab.

Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Ich erklärte ihm mit der Hartnäckigkeit eines sich schuldig Fühlenden, daß es so kommen mußte, daß nun aber niemals mehr menschliche Arbeit und alles Leben vernichtet würden. ‚Darum wird dieser Krieg geführt', sagte ich, ‚und darum

wurde dein Dorf zerstört. Glaubst du etwa, mir fällt es leicht, das zu tun, glaubst du, ich hätte keine Seele?' Der Alte schwieg. Sein Gesicht nahm einen friedlicheren Ausdruck an, aber dann verfinsterte es sich erneut. Er war mit einem Gedanken beschäftigt. Schließlich fragte er: ‚Was glaubst du wohl, Artillerist, wird man mir eine Ziege geben? An eine Kuh denke ich schon gar nicht, aber eine Ziege könnte es sein. Und wenn man an den Genossen Stalin schreiben würde, dann gibt er vielleicht ein Pferd. Ohne Pferd ist es schwer in der Wirtschaft. Er weiß das. Ihr habt Autos, Traktoren, Zugmaschinen, da brauchst du nur anzukurbeln und fährst. Aber hier? Sieh dich um. Die Erde ist aufgewühlt, durchlöchert, voller Eisen, sie ist krank. Wir müssen von vorne anfangen. Am Anfang mit bloßen Händen, aber mit einem Pferd wär's leichter. Einen Brief schreiben – er würde eins geben. Aber wo ist die Post, frag ich?'

Später hab ich den Einwohnern in den ausgebrannten Städten und verstreuten Dörfern noch oft die Behauptung wiederholt, daß es zum letzten Male ... daß niemals wieder ...

Jetzt verstehe ich vielleicht besser als damals ihre wirtschaftlichen Sorgen. Hier kommen Leute zur Erholung her, die Ruinen gleichen. Sie bringen lange ruhelose Arbeitsjahre, Jahre des Krieges und der Konzentrationslager mit. Einen kleinen Teil dieser Last lassen sie hier zurück. Vielleicht viel zu wenig. Sie kommen auch, um in Ruhe zu arbeiten, wie du, oder jener Journalist.

Also, ich hab aus den Zeitungen, die er zurückgelassen hat, einen Teil des Artikels über jene gelesen, ‚die den Krieg vorbereiten'. Da wurden die Worte eines Staatsmannes mit einem eleganten Bärtchen ‚à la Eden' zitiert. Es ist einer aus dem Süden, dieser Staatsmann. Ein Janitschar, der zum Rang eines Kupplers seines Vaterlandes erhoben worden ist, wodurch auch dieses Land zu einer Kolonie wird. Ich habe mir ihn vorgestellt, wie er mit lässig sorgenvoller Miene den Journalisten die Worte diktiert: ‚Ein langfristiger Frieden ist unsicher, sicher ist ein langfristiger Krieg'. Dieser in

französischer Sprache gesprochene Satz klingt wie eine auf dem Straßenpflaster rollende Zinkschüssel, er enthält eine geringe Dosis Witz, die den Franzosen genügt, diese Worte zu zitieren. Ich habe sie auch wiederholt, und schon lange habe ich nicht einen solchen Haß empfunden wie damals.

O, wenn ich diesen Kaziken im Kordanzug, der in Europas Hauptstädten herumreist und dem man wohlwollend auf die Schulter schlägt, in meine Finger bekäme! Diesen seelenlosen Schurken, der behauptet, daß all das, was ich den an den Rand der Verzweiflung Getriebenen erzählt habe, all mein Glaube, den ich in diese Worte gelegt habe, ein Bluff sei, ein leeres Phrasengedresch ..."

IV

„Ich mach dich darauf aufmerksam, daß deine Zigarette selbst weitergebrannt hat und gleich deine Finger verbrennt", sagte ich.

Er stand vom Sofa auf, seine Prothese bewegte sich geräuschvoll. Er trat an mich heran. Ich fühlte seine schwere Hand auf meiner Schulter. Wir schauten beide auf die dunkelnden Berggipfel. Weit hinten am Waldessaum leuchtete rote Schlacke – sterbendes Feuer, das nicht mehr Licht spendete als ein Glühwürmchen.

„Wenn du morgen abreist", sagte Cenek, „stell ich noch ein Bett in dein Zimmer. Hier werden zwei Bauern aus dem Lubliner Gebiet wohnen, sie kommen mit dem Nachmittagszug. Wenn ich mich gut erinnere, hab ich mit meinen Jungen in ihrem Bezirk geholfen, den Boden aufzuteilen. Ja. Das war wohl in ihrem Bezirk. Ich verspreche mir viele interessante Unterhaltungen in diesem Zimmer, das nach deiner Abreise leerstehen würde."

Er schwieg lange, dann sagte er leise:

„Dir fällt es leichter, alles zu ertragen. Du hast die Selbstsicherheit der Menschen, die noch beide Beine und beide Hände haben."

Stanisław Wygodzki

Novemberversammlung

In aller Eile band Katharina ihre Schürze ab, wechselte ihren Rock, hängte ihren mit Zinkweiß bespritzten Kittel in der Garderobe auf und ging in die Kantine. Sie hatte kaum Zeit, sich die Hände zu waschen, als aus der Portierloge schon wieder jemand laut und vernehmlich rief:

„Schneller, sonst bekommst du kein Mittagbrot mehr."

Mit einem feindseligen Blick drehte sie sich nach dem Rufenden um, ohne ihn in der weitgeöffneten Tür zu entdecken. Eine Frau, die in der Kantine bediente, stellte zwei Teller vor sie hin. Hastig aß sie die schon recht abgekühlte Suppe, die ihr nicht schmeckte, denn ihr war der Appetit vergangen.

Kaum hat sie die letzten Fässer weggerollt, kaum sich umkleiden und die Hände waschen können, da wird sie auch noch mit dem Essen gehetzt. Und essen muß man doch. Die Versammlung wird mehrere Stunden dauern. Hundertzwanzig Teilnehmer aller Zirkel, der Bezirksvorsitzende ...

Das Fischgericht aß sie nicht mehr. Sie ließ den Fisch mit der Gabel auf ein Stück Papier gleiten, und gerade in diesem Augenblick wurde sie von der Köchin, die am Schalter der Essenausgabe stand, aufmerksam beobachtet.

„Was denn, du ißt den Fisch nicht?"

„Ich hab keine Zeit mehr, die Versammlung hat sicher schon begonnen."

„Ach, woher denn, die hat noch längst nicht angefangen, da sitzen auch noch welche, iß nur noch etwas."

Dabei wies sie auf einen Tisch in einer Ecke, an dem noch

einige Männer saßen und sich vergeblich mit den Fischgräten abmühten.

„Iß nur, iß nur, du siehst doch, daß dort auch noch gegessen wird."

Katharina stand bereits an der Tür, tat so, als ob sie noch überlegte, schließlich winkte sie mit der Hand ab und ging hinaus.

Gelassenen Schrittes, das Päckchen in der Hand, begab sie sich in den Versammlungsraum. Was mag Jacek wohl machen? Seit Wochen liegt der Junge zu Bett, eigentlich müßte sie sofort nach Hause, ihn versorgen, den Fisch mitbringen, den er so besonders gern ißt. Aber würde sie die heutige Versammlung versäumen dürfen? Sie wußte, was auf dieser Tagung beschlossen werden sollte, und dachte mit Schrecken daran, ob man womöglich auch sie zur Verantwortung ziehen werde? Sie wußte, daß sie ihre Pflichten vernachlässigt hatte. Seit der Erkrankung ihres Jungen war sie nur ganz selten zu den Versammlungen erschienen, darüber hatte bereits der Sekretär des Zirkels beim letzten Mal ihr gegenüber sein Mißfallen zum Ausdruck gebracht. – Sie bliebe ständig den Zusammenkünften fern und begründete ihre Abwesenheit immer mit derselben Entschuldigung: „Mein Junge ist krank." Als ob sich die ganze Welt nur um ihren Jungen drehte.

Im Versammlungsraum wimmelte es von Menschen. Durch einen schmalen Gang an der Wand versuchte sie so schnell wie möglich an den Tisch zu gelangen, wo der alte Misiaszek die Anwesenden registrierte. Sie stand in der Schlange und blickte sich im Saal um. Überall sah sie die bekannten Gesichter ihrer Kolleginnen, die mit ihr zusammen in der Packabteilung arbeiteten, aber in diesem Moment kamen ihr alle so fremd vor, fast feindselig. Vorwurfsvolle Blicke begegneten ihr, oder irrte sie sich, aber womöglich wußten sie schon davon, daß man heute auch über sie vor der Öffentlichkeit sprechen würde?

Langsam schlängelte sie sich durch, und als sie am Tisch angelangt war, mußte Misiaszek, über die Liste gebeugt,

zweimal fragen: „Der Nächste, bitte?“ Er reichte ihr den Bleistift. Ohne auf die sich entgegenstreckende Hand zu achten, begegnete sie den Blicken des Alten.

„Nun, warum unterschreiben Sie denn nicht?“

Nach einigem Schweigen erwiderte sie:

„Genosse, könnte ich Sie einen Augenblick sprechen?“

„Jetzt?“

„Ja.“

„Aber wie stellen Sie sich das vor! Jetzt? In diesem Augenblick?“ Seine Stimme hatte einen Unterton von Gehässigkeit. „Sie sehen doch, daß die Versammlung sofort beginnt.“ Mit einer Handbewegung zeigte er auf den Saal. Sich dem Podium zuwendend, auf dem ein langer, mit rotem Tuch bespannter Tisch stand, bemerkte er:

„Sie sehen ja, daß sich bereits die Leitung einfindet.“

Auf der Tribüne erschienen drei Männer und zwei Frauen. Katharina kannte sie alle, plötzlich entdeckte sie einen Fremden, der sich ihnen anschloß. Also ist auch ein Fremder dabei, der nichts von ihr weiß, vor dem sie sich nicht verteidigen kann, wie sollte sie einem Außenstehenden erzählen, was allen in der Fabrik bekannt ist: daß sie eine alleinstehende Frau ist, keinen Mann mehr hat und daß ihr Jacek seit vielen Wochen krank liegt.

Sie suchte im Saal nach einem Platz, aber alle Bänke waren längst besetzt. Hilfesuchend sah sie sich nach Misiaszek um, der sich gar nicht mehr um sie kümmerte. Mit der Hand die einzelnen Rubriken des Bogens prüfend, stellte er die Gesamtzahl der Anwesenden fest.

Katharina stand ganz vorn, in unmittelbarer Nähe des Podiums. Es war nicht möglich, sich unauffällig bis zum Ausgang oder in eine dunkle Ecke des Saales zurückzuziehen. Von allen wurde sie angesehen, und plötzlich fiel ihr das Päckchen in ihrer Hand ein. Vielleicht starren sie mich deshalb so an, dachte sie, und legte es auf das Fensterbrett.

Die Versammlung wurde eröffnet. Der Sekretär Skiba hielt eine kurze Rede, in der er sofort zum eigentlichen Thema kam. Er ging auf die Säuberung der Partei ein, die

von klassenwidrigen, fremden Elementen, von Säufern und Dieben, von allen dem Volksstaat und der Sowjetunion feindlich Gesinnten gereinigt werden müßte. Im Verlaufe dieser Ausführungen des Redners beruhigte sich Katharina, da sie sich keineswegs getroffen zu fühlen brauchte. Denn sie war weder ein Dieb, noch ein Trinker, ihre Arbeitsleistung war gut, und eine feindliche Haltung gegenüber dem Volksstaat und der Sowjetunion? Auch die konnte ihr niemand vorwerfen, denn alle mußten sich ganz genau daran erinnern, wer ihr Paul, ihr Mann, gewesen war und daß er 1938 im Wronker Gefängnis umgebracht wurde. Und sie selbst? Alles, was der Redner sagte, war ihr wie aus der Seele gesprochen; sie billigte alles, was in der Instruktion des Zentralkomitees der Partei stand, die Skiba gerade vorlas. Mit allem war sie einverstanden und fühlte, wie die Feindseligkeit, die sie noch unlängst bei den Versammlungsteilnehmern ihr gegenüber beobachtet hatte, schwand, und dennoch sollte ihr das nicht erspart bleiben, dem sie entgangen zu sein meinte.

„Unter keinen Umständen werden wir in unseren Reihen solche Genossen dulden, die sich der Partei gegenüber gleichgültig verhalten. Wir werden sie zwar zunächst nicht ausschließen, sondern sie durch eine Verwarnung dazu veranlassen, ihre Einstellung zu ändern. Diese Genossen haben eine scharfe Zurechtweisung zu erwarten."

Vor Erregung nahm Katharina die letzten Worte gar nicht mehr in sich auf. Obwohl sie wußte, daß sich Skiba an alle Versammelten wandte – er sah über die Köpfe hinweg zur Decke, als lese er dort den Text seiner Rede von einem unsichtbaren Konzept ab –, hatte sie das unbehagliche Gefühl, daß er sie von der Seite ansehe, wenn auch sein Kopf die unbewegliche Haltung beibehielt. Denn gerade mit diesem versteckten Blick gibt er den Versammelten deutlich zu verstehen, wen er meint, das aber ist überflüssig, da ohnehin alle wissen, daß gerade sie in der letzten Zeit die Parteizusammenkünfte vernachlässigt hat. Wen also sonst will er auf sie aufmerksam machen? Etwa den Fremden, der als Ver-

treter des Bezirks an der Versammlung teilnimmt? Was bezweckt Skiba damit? Hinter sich vernahm sie ein Flüstern, wie einer zu seinem Nachbarn sagte: „Es sollen ihrer sechs sein."

Ihre Augen suchten den alten Misiaszek, der unweit von ihr auf der fünften oder sechsten Bank saß und ihrem Blick begegnete. Flehentlich und hilfesuchend sah sie zu ihm hinüber, doch er schaute sie geistesabwesend an, als ob sie gar nicht existiere. Woran mag Misiaszek, der Freund und Lehrer ihres verstorbenen Mannes, wohl denken? Warum findet sie in seinem Blick nicht das, was sie sucht: den Widerschein freundschaftlicher Verbundenheit und mitfühlenden Verständnisses?

Der Vorsitzende las den Namen eines Arbeiters vor, gleichzeitig verkündete er den von der Leitung gestellten, kurz formulierten, aber erschreckend deutlichen Antrag:

„Ausschluß aus der Partei."

Totenstille herrschte im Saal. Auch das bisher aus einer Ecke dringende Raunen verstummte plötzlich ganz. Alle Anwesenden drehten sich nach dem Beschuldigten um.

Er stand aufrecht und hob sich scharf von den Reihen der Sitzenden ab. Verlegen und hilflos knüllte er unentwegt einen Zipfel seiner Arbeitsbluse zwischen den Fingern. Schließlich zwängte er sich durch die ihm nächstgelegene Reihe und die dichtgedrängte Menschenmenge nach vorn ans Podium durch. Zerknirscht, von der Totenstille gebrandmarkt, trat er mit gesenktem Kopf vor.

„Wenden Sie sich dem Saal zu."

Langsam drehte er sich um, nur mit einer halben Wendung, die ihn davor schützen sollte, den Versammelten direkt ins Auge sehen zu müssen.

„Was haben Sie zu sagen?"

Schweigend stand er da, daraufhin wandte sich der Vorsitzende an die Zuhörer im Saal:

„Wer hat etwas in der Angelegenheit des Genossen Kaminski zu sagen?"

Vom gegenüberliegenden Fenster meldete sich Szostak,

der noch bleicher als sonst war. Er ging auf den Vorstandstisch zu.

„Was wissen Sie über ihn zu berichten?"

Szostak gelang es nicht, sich durch den schmalen Gang zwischen den Sitzenden so schnell hindurchzuschlängeln, er blieb also da stehen, wo er sich gerade befand, als der Vorsitzende die Frage an ihn gerichtet hatte, und sagte:

„Bürger Kaminski..."

Der Vorsitzende unterbrach ihn:

„Genosse Szostak, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß es hier keine ‚Bürger' gibt und daß Genosse Kaminski Parteimitglied ist. Sie haben hier alle darüber zu entscheiden, ob Genosse Kaminski in der Partei bleiben soll oder nicht." Szostak begann von neuem:

„Genosse Kaminski sagte, er werde mit den Köpfen der PPR (Polnische Arbeiterpartei) die Straße pflastern."

Von der Tür her platzte ein Zuruf in den Saal:

„Werft ihn hinaus!"

Durch die Reihen ging eine plötzliche Bewegung. Alles drehte sich energisch nach der Richtung um, aus der der Zuruf unvermittelt in die Stille gedrungen war. Er war weder aus einer murmelnden Volksmenge heraus, noch aus jener spannunggeladenen Stille gekommen, die Ausbrüche von Verbitterung und Zorn ankündigt.

Der Vorsitzende sprang auf.

„Genossen, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß hier das Schicksal eines Menschen auf dem Spiel steht, ich verbitte mir, den Ernst dieser Versammlung zu stören, haben Sie mich verstanden?"

Katharina beobachtete Misiaszek, der seiner Empörung über den Zwischenruf dadurch Ausdruck gab, daß er abwechselnd aufstand und sich setzte und bald zur Tür bald zum Vorstandstisch schaute. Allmählich legte sich die Unruhe im Saal.

Der Vorsitzende fragte erneut:

„Wer hat noch etwas über den Genossen Kaminski zu sagen?"

Der Vertreter der Bezirksleitung, den Katharina nicht kannte, meldete sich zum Wort:

„Ich bin der Ansicht, Genossen, daß das, was wir soeben gehört haben, genügt, um Sie entscheiden zu lassen, wie mit dem Genossen Kaminski verfahren werden soll. Genosse Kaminski hat den Anhängern der Polnischen Arbeiterpartei, also den aufopferndsten, besten Söhnen der polnischen Arbeiterklasse gegenüber eine drohende Haltung eingenommen. Entscheiden Sie!“

Szostak kehrte auf seinen Platz zurück. Der Vorsitzende fragte den Beschuldigten:

„Genosse Kaminski, was haben Sie dazu zu sagen. Haben Sie auf die Äußerung des Genossen Szostak etwas zu entgegnen, streiten Sie sie ab?“

Kaminski wandte sich dem Tisch zu. Erneut wies ihn der Vorsitzende zurecht, falls er etwas zu sagen hätte, sollte er zum Publikum sprechen. Gebeugten Hauptes stand er da, schweigend und unbeweglich.

„Sie haben also nichts dazu zu sagen?“

Kaminski streckte hilflos die Arme aus, da bemerkte Katharina, wie seine krampfhaft zusammengeballte Faust den Blusenzipfel zugerichtet hatte, der völlig zerknautscht in Kniffen und Fältchen herunterhing. Unbewußt strich ihre Hand glättend über ihren Rock, dabei stellte sie fest, daß sich ihre Finger tief in die Handfläche eingekrallt hatten.

„Genossen, der Antrag der Leitung zur Ausschließung Kaminskis aus den Reihen der Polnischen Arbeiterpartei wegen feindlichen Verhaltens gegenüber der führenden Partei der polnischen Arbeiterklasse soll durch Abstimmung entschieden werden. Jeden, der für den Antrag stimmt, bitte ich, die Hand zu erheben.“

Katharina schwankte einen Augenblick. Hatte sie, der auch bald ein schwerwiegender Vorwurf zur Last gelegt werden würde, ein Recht dazu, eine Entscheidung über das Schicksal dieses Menschen zu fällen? Sie sah Misiaszek an, Hilfe und Rat suchend, ohne auf die erhobenen Hände der Versammelten zu achten. Hatte sie ein Recht dazu? Und diese

Kopfbewegung, in der keine Zustimmung lag, brachte mahnend zum Ausdruck, daß sie sich entscheiden müßte.

„Wer ist dagegen?"

Eine Hand erhob sich, der Vorsitzende wandte sich an den Betreffenden.

„Mit welcher Begründung stimmen Sie dagegen?"

Trotz seiner Entrüstung beherrschte er sich ganz offensichtlich und wiederholte:

„Erklären Sie uns, warum Sie dagegen sind!"

„Weil mir Kaminski unbekannt ist."

Durch den Saal ging ein Raunen. Man hörte ein verstecktes Gelächter.

Mit erhobener Stimme erwiderte der Vorsitzende:

„Und was ist dabei, daß Sie ihn nicht kennen? Genügt Ihnen das nicht, was Genosse Kaminski gesagt hat, und daß er es nicht geleugnet hat?"

„Dazu muß man ihn kennen, Sie müssen mit ihm einmal Schnaps getrunken haben, um ihn kennenzulernen."

„Ist der Grund, daß er mit Arbeiterköpfen die Straße pflastern will, nicht ausreichend genug, ihn zu verdammen, ihn aus unseren Reihen zu entfernen? Was denn, sind Sie nicht fähig, den Wert eines Menschen auf Grund seiner Reden und Taten zu beurteilen, müssen Sie ihn dazu erst persönlich kennen? Genosse, ich appelliere hiermit an Ihr Arbeitergewissen, lassen Sie sich nicht von persönlichen Rücksichten beeinflussen, sondern denken Sie nur an das Wohl unserer Partei, haben Sie die Unbeflecktheit unserer Reihen im Auge, in denen kein einziger Feind der Arbeiterklasse geduldet werden darf. Haben meine Worte Sie überzeugt?"

„Ja, Genosse, Sie haben recht. Auch ich erkläre mich mit der Ausschließung einverstanden."

Im Saal trat langsam wieder Ruhe ein. Der Vorsitzende wandte sich an Kaminski:

„Geben Sie Ihr Parteibuch ab."

Kaminski zog es aus einer Seitentasche heraus und legte es auf den Tisch. Als er im Begriff war, sich vom Tisch zu entfernen, sagte Skiba:

„Sie können bei einer höheren Parteiinstanz gegen unseren Beschluß Berufung einlegen, jetzt aber bitte ich Sie, den Saal zu verlassen."

Von aller Schweigen begleitet, schritt Kaminski zur Tür – ein Außenseiter und Fremder.

Der ganze Saal verharrte in erwartungsvoller Spannung:

„Genosse Borsuk."

Er saß in der ersten Reihe, alle kannten ihn. Ein Gewohnheitstrinker, der in angeheitertem Zustand beim Betriebsrat erschien, randalierte und Vorschuß verlangte. „Für Schnaps", pflegte er zu sagen. „Ich habe den Schnaps stets geliebt, ich liebe ihn noch und werde ihn lieben." Er stand vor dem Tisch und kehrte sein zerknittertes, versoffenes, von Aufgedunsenheit entstelltes Gesicht den Versammlungsteilnehmern zu. Irgendwo in den hinteren Reihen ertönte unterdrücktes Gelächter. Der Vorsitzende mußte die Versammelten zur Ordnung rufen:

„Genossen, ich bitte um Ruhe. Lachen ist hier durchaus nicht am Platz, Sie selbst wissen am besten, warum dieser oder jener Arbeiter dem Trinken verfallen ist, und Sie wissen auch, daß unsere Partei solche Leute aus ihren Reihen ausschließt. Andrerseits müssen Sie aber daran denken, daß das Trinken ein jahrhundertealtes Übel ist und wir uns zur Aufgabe machen müssen, mit dieser Unsitte aufzuräumen ..."

Er hatte den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, da gebärdete sich Borsuk wie ein Wütender und schrie, dem ganzen Saal drohend:

„Dir werd ich das schon heimzahlen, wenn ich dich in einer dunklen Straße erwische."

Im Saal fing es an zu brodeln. „Ho! ho!" johlte es, einer bemerkte sogar: „Der hat aber Mut!"

„Genosse Borsuk, entweder benehmen Sie sich so, wie es sich gehört, oder ich lasse Sie abführen. Sie zeigen auch nicht die geringste Spur von Reue, auch bekennen Sie sich nicht zu Ihrem Laster, alle wissen, daß Sie trinken, und Sie wagen noch zu drohen!"

Zusammengesunken, mit kraftlos herunterhängenden Armen, stand Borsuk da; sein Gesicht dem Saal zugewandt, bemühte er sich, gleichzeitig auch den Vorsitzenden anzusehen. In den heruntergezogenen Mundwinkeln, die in dem aufgedunsenen Gesicht wie zwei tiefe Furchen wirkten, zeigte sich ein farbloses, anhaltendes, fast schmerzliches Lächeln. Bei seiner mangelnden Selbstbeherrschung war er nicht in der Lage, seine Gefühle zu verbergen.

„Genosse Borsuk, der ganze Saal ist gegen Sie, die ganze Versammlung klagt Sie an. Weitere Worte erübrigen sich, und wir kommen jetzt zur Abstimmung über den Beschluß."

Katharinas Blick fiel auf den Fremden, der mit sichtbarer Unruhe und Erregung am Tisch saß. Er trommelte mit dem Bleistift auf die Tischdecke, und als der Vorsitzende Borsuk zur Rückgabe des Mitgliedsbuchs und zum Verlassen des Saals aufgefordert hatte, bat er ums Wort.

„Genossen, es lag nicht in meiner Absicht, zu reden, bevor die Abstimmung stattgefunden hat, um Ihre Entscheidung nicht zu beeinflussen. Ich wollte mich überzeugen, wie Sie die Äußerung des Genossen Borsuk beurteilen, nunmehr aber, nachdem die Entscheidung über seine Ausschließung aus den Reihen der Polnischen Arbeiterpartei gefallen ist, möchte ich Ihnen", hier wandte er sich direkt an Borsuk, der in dem Durchgang zur Tür stehengeblieben war, „noch etwas sagen. Bürger Borsuk, Ihnen möchte ich sagen, daß wir uns vor Ihren Drohungen absolut nicht fürchten, daß unsere Genossen für die Sache der Arbeiterklasse ihr Leben geopfert haben und opfern werden und daß Sie, gegen wen auch immer sich Ihre Hand in einer dunklen Straße erheben mag, auf unseren härtesten Widerstand stoßen werden. Nicht etwa auf den Widerstand des einzelnen Parteimitglieds, sondern auf die Abwehr der ganzen Partei, denn hinter jedem Genossen steht unsere ganze Partei und weiß ihn zu verteidigen. Wir haben die Reaktion und die Untergrundbewegung niedergekämpft. Wir geben Ihnen den Rat, sich das wohl zu überlegen."

Borsuk kehrte zum Tisch zurück. Er erhob die Hand, um

sich zum Wort zu melden, aber der Vorsitzende lehnte es ab, ihn zu hören.

„Sie können Berufung einlegen, wir wissen, daß Sie ein guter Arbeiter sind, beweisen Sie, daß Sie sich bessern wollen, hören Sie auf mit dem Trinken, machen Sie all das uns zugefügte Unrecht wieder gut, dann werde ich der erste sein, der Ihnen dazu verhilft, wieder in die Partei aufgenommen zu werden."

Borsuk ging zum Ausgang. Der alte Misiaszek erhob sich und sah dem Davongehenden nach.

„Bitte um Ruhe. Genosse Lasoń wird des Diebstahls beschuldigt, die Leitung beantragt Entziehung der Parteimitgliedschaft."

Ein junger Mensch mit einer Lausbubenmähne drängte sich keck unter allgemeinem Gelächter der Anwesenden durch die Reihen, um nach vorn zu gelangen. Auch über das Gesicht des Vorsitzenden, der bisher einen recht düsteren Eindruck gemacht hatte, huschte ein flüchtiges Lächeln, das er aber schnell wieder unterdrückte. Misiaszek schlug sich aufs Knie und erhob die Hand gleich wieder mit einer kreisenden Bewegung, als ob er sie in die Luft hineinbohren wollte.

„Genosse Lasoń, wir klagen Sie des Diebstahls an. Wer möchte zu dieser Angelegenheit etwas sagen?"

Lasoń blickte ernst in den wieder stillen Saal, und seine Augen suchten nach dem Ankläger. Er fühlte keinerlei Feindschaft zwischen sich und den Versammelten, zu denen er gehörte, denn er stand ja hier nicht als Schuldiger vor ihnen, sondern als Opfer einer unseligen Verkettung von Umständen. Die Begebenheit lag schon einige Monate zurück. Mit einem Lastauto hatte er auf der Eisenbahnrampe eine Koksladung abzutransportieren. Da es kurz vor Einbruch der Dämmerung war, fuhr er los, ohne die Ankunft des nächsten Leerwagens abzuwarten, der mit erheblicher Verspätung eintraf. In der Zwischenzeit ereignete sich folgendes: Ein Unternehmer, der den Nachbarwaggon entlud, nützte diese Unterbrechung aus und transportierte in aller Eile drei Fuhren Koks ab, die er dem anderen Waggon unbeobachtet entnommen hatte. Dieses

fehlende Quantum wurde beim Nachwiegen auf der Fabrikwaage ermittelt. Alle wußten genau, daß Lasoń nichts davon gestohlen hatte, und als der Vorsitzende fragte, wer in dieser Angelegenheit etwas zu sagen habe, erhoben sich zahlreiche Hände. Jemand sagte mit vernehmlicher Stimme: „Der hat aber viele Verteidiger!"

Alle Redner, die nacheinander das Wort ergriffen, wiederholten die allen bekannten Tatsachen, und zum Schluß, als die ganze Affäre bereits geklärt zu sein schien, meldete sich Misiaszek zu Wort:

„Genossen, ich möchte meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß die Leitung im Falle des Genossen Lasoń Ausschließung aus der Partei beantragt hat. Es ist doch allen bekannt, daß Genosse Lasoń einer der tüchtigsten Arbeiter ist, daß er sich stets außerordentlich rege und aktiv bei den Wahlen und Referaten beteiligt hat, daß wir ihm die Organisation des Arbeitswettbewerbs verdanken. Warum wird diese Sache, in der Franek" – im Redeeifer nannte er ihn beim Vornamen – „unschuldig ist, mit einer solchen Schärfe behandelt?"

Er beugte sich vor, stützte sich mit den Händen auf die Schultern des vor ihm sitzenden Arbeiters und ließ den Vorsitzenden nicht aus den Augen, der nach kurzer Beratung mit den am Tisch sitzenden Vorstandsmitgliedern folgende Erklärung abgab:

„Genossen, die Leitung ist zu dem Ergebnis gekommen, daß sie in der Angelegenheit des Genossen Lasoń mit allzu großer Schärfe vorgegangen ist, und zieht infolgedessen ihren Antrag zurück. Dagegen aber besteht sie auf einer strengen Verwarnung derjenigen Genossen, die ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen sind. Wer ist für diesen Antrag?"

Lasoń nahm wieder seinen Platz ein, und Katharina bemerkte das Aufatmen, das durch die Reihen ging. Misiaszek nickte mit dem Kopf, als ob er mit dieser Bewegung zum Ausdruck bringen wollte: „Nun, siehst du?" Noch standen alle Teilnehmer der Versammlung unter dem Eindruck des

eben Gehörten, da fiel ihr Name. Sie riß sich vom Fenster los, um sich zum Vorstandstisch zu begeben, aber sie vermochte nicht, sich durch das Menschengewirr hindurchzuwinden. Einen Augenblick lang hielt sie inne, alle Augen konzentrierten sich auf sie.

„Näher heran, Genossin Kiljan."

Nun stand sie vor dem Tisch, zum Saal gewandt. Das Licht blendete sie, obgleich es gar nicht greller schien als vorher. Die dicht vor ihr Sitzenden sah sie gar nicht, dagegen konnte sie ganz deutlich überschauen, was in der Nähe der Tür vorging. Es kam ihr vor, als unterhielten sich die an der Wand Stehenden im Flüsterton über sie und machten sich, ein lautes Lachen unterdrückend, über sie lustig. Und plötzlich empfand sie es als Schmach, daß man hier in aller Öffentlichkeit über sie sprechen würde. Sie hätte doch lieber den Jungen sich allein überlassen und zu den Versammlungen gehen sollen, es wäre ihm schon nichts passiert, und was hatte sie nun davon?

Der Vorsitzende verlas ein Schriftstück:

„Genossin Kiljan hat die Parteiangelegenheiten vernachlässigt, seit vielen Wochen bleibt sie den Zusammenkünften im Zirkel fern, oft ohne jede Entschuldigung. Die Leitung beantragt, daß ihr eine strenge Verwarnung erteilt wird."

Sie hörte genau, was er sagte, wobei sie langsam ihren Blick über die in den ersten Reihen Sitzenden gleiten ließ. Jetzt erkannte sie auch, daß dort an der Tür sich keiner mehr zum Nachbarn herüberbeugte und über sie flüsterte. Während ihre Augen durch den Saal wanderten, blieben sie an dem Blick des alten Misiaszek hängen. Der saß still und ernst, sah sie fest und unnachgiebig an. Würde er sie wohl verteidigen? Würde er ihr helfen? Er weiß doch ganz genau, daß ihr die Partei nie gleichgültig gewesen ist. Paul unterstützte die Partei damals, als sie noch eine illegale Organisation gewesen war, niemals hatte sie den Mann zurückgehalten, wenn ihn Misiaszek zu den Versammlungen abholte. Wer könnte ihr sonst helfen? Er kann es doch am besten beurteilen, wie ihre Lage ist, daß ihr Junge kränkelt,

denn sie wohnen ja im selben Hause. Der Vorsitzende wandte sich an die Anwesenden:

„Wer hat etwas in der Sache der Genossin Kiljan zu sagen?"

Sie sah, wie sich Szymański, der Sekretär des Zirkels, langsam erhob und durch Erheben der Hand sich zum Wort meldete:

„Als Sekretär des Parteizirkels stelle ich fest, daß Genossin Kiljan ständig die Versammlungen versäumt und dadurch ihre Gleichgültigkeit gegenüber der Parteiarbeit bekundet."

Auch er weiß als Untermieter in demselben Hause ganz genau, daß sie einen kranken Jungen hat. Warum findet er kein Wort der Entschuldigung für sie? Er weiß doch, daß sobald ihr Kind wieder gesund ist...

„Sonst niemand?" fragte der Vorsitzende, aber keiner der Anwesenden rührte sich.

„Genossin Kiljan, in diesem Falle erklären Sie am besten selbst, warum Sie eigentlich der Partei angehören, wenn Sie sich zur Teilnahme an den Versammlungen nicht verpflichtet fühlen?"

Ihr Blick fällt auf die an dem Tisch Sitzenden und besonders auf diesen Unbekannten. Gerade in diesem Moment steht er auf und richtet an sie die Frage:

„Warum gehören Sie zur Partei?"

Darauf erwiderte sie etwas, das sie im ersten Augenblick selbst überraschte, aber nun nicht mehr zurückgenommen werden konnte. Mit sehr lauter Stimme sagte sie:

„Deshalb, weil die Faschisten den Vater meines Kindes ermordet haben."

Im Saal war es ganz still, und dabei hatte sie angenommen, ihre Antwort würde Unruhe auslösen. Das Schweigen machte sie stutzig. Was verbarg sich dahinter? Geringschätzung?

„Genossen!"

Der Fremde ergriff wiederum das Wort. „Genossin" – er beugte sich zu dem Vorsitzenden hin, sie hörte, wie er fragte:

„Ihr Name? wie?“ Dann sprach er weiter: „Genossin Kiljan sollte in der Partei bleiben, weil sie weiß, was ihr die Partei bedeutet. Sie weiß, was ihr die Partei gibt, als Mutter, als Arbeiterin. Sie haben alle vernommen, was sie ausgesprochen hat: Sie will zur Partei gehören, um ihres Kindes willen, sie verknüpft ihr eigenes Los und das ihres Kindes mit unserer Partei, und so soll es sein“ – mit einer kurzen Handbewegung unterstrich er die Wichtigkeit des soeben Gesagten – „und so ist es richtig. Von keinem unter Ihnen habe ich gehört, Genossen, daß auch nur einer bereit ist, sein persönliches Leben mit der Partei zu verbinden, Genossin Kiljan ist die erste, die dem Inhalt unserer Beratungen wirklich menschlich tiefempfundenen Inhalt verliehen hat. Aber für ihre Nachlässigkeit müssen wir sie rügen. Entscheiden Sie!“

Er sah die Anwesenden an, sie folgte seinem Blick, und dabei streifte sie wieder Misiaszek, der aufgestanden war und den Vorsitzenden erwartungsvoll anblickte. Was will er? schoß es ihr durch den Sinn. Wozu will er reden? Der Bezirksdelegierte hat doch recht mit dem, was er gesagt hat, der einzige, der sie verstanden hat.

„Genosse Misiaszek.“

Der Aufgerufene drehte sich zum Saal um.

„Genossen, wir alle kennen Genossin Kiljan, ihre Vergangenheit, wir können uns noch alle auf ihren Mann besinnen, der in den Gefängnissen des faschistischen Polens umgekommen ist. Wir wissen, was für häusliche Nöte und Sorgen sie hat, aber“ – hier erhob er seine Stimme – „wir haben nichts dazu getan, ihr bei der Beseitigung all ihrer Schwierigkeiten behilflich zu sein. Was soll das, daß wir sie rügen? Verhelfen wir ihr denn damit zum häufigeren Erscheinen auf den Parteiversammlungen?“

Seine Rede unterbrechend, sah er sich langsam, aber bedacht im Saal um. Dabei begegnete er dem Blick Szymańskis.

„Genosse Szymański, nehmen Sie zur Kenntnis, wem die Rüge zukommt. Nicht der Genossin Kiljan, sondern uns allen, mir und Ihnen, und wissen Sie, warum? Unsere Frauen sitzen zu Hause und hätten Katharina“ – als diese hörte, daß er

sie beim Vornamen nannte, atmete sie erleichtert auf – „helfen und sich ihres Jungen annehmen können, wenigstens an den Tagen, an denen Versammlungen stattfinden. Ja, Genossen, wir haben unsere proletarische Pflicht gegenüber unserer Genossin versäumt, wir waren ihr nur Gefährten während der Versammlungen, hier in diesem Saal, aber um ihr Zuhause haben wir uns nicht gekümmert."

Nach kurzer Pause wandte er sich an das Präsidium.

„Genossen, ich gebe Ihnen das Versprechen", dabei blickte er zu Szymański hin, der ebenfalls zustimmend mit dem Kopfe nickte, „ich versichere Ihnen, daß Genossin Katharina nunmehr regelmäßig an den Versammlungen teilnehmen wird. Auch der Betriebsrat ist nicht in Ordnung, schon längst hätte er für die Unterbringung des kranken Jungen in einem Krankenhaus Sorge tragen müssen."

Lächelnd ging Katharina auf Misiaszek zu. Sie bemühte sich, um die eng hintereinander stehenden Bänke herumzugehen. Glückstrahlend schritt sie ihm entgegen, sie machte sich gar nichts daraus, daß nun alle die Tränen bemerkten, die ihr plötzlich über die Wangen rollten. Sie streckte ihm die Hände entgegen und sagte:

„Genosse Misiaszek, wie soll ich Ihnen dan . . ."

Misiaszek rief ihr, mit der Hand eilig abwehrend, entgegen:

„Genossin Kiljan, ohne Zeremonien, die Versammlung ist noch nicht beendet."

Mit seiner ausgestreckten Hand zeigte er auf das Fensterbrett:

„Vergessen Sie das Päckchen nicht, das Sie dorthin gelegt haben."

Stanislaw Kowalewski

Der Klassenkampf

Als ich das erste Mal in W. ankam, hatte ich Pech mit dem Wetter, denn es goß ohne Unterbrechung. Das Bahnhofsgebäude war überfüllt und auf den an den Korridorwänden stehenden Bänken übernachtete die auf ihren Zug wartende Menschenmenge. Da waren Frauen mit ihren Körben und Koffern, dösende Männergestalten in Leder- und Leinenjacken, und über allem lag der charakteristische Bahnhofsdunst von Machorka und strengem Schweißgeruch.

Eine Frau mit einer Hakennase räumte den Unrat mit Müllschippe und Besen auf und sprengte dann die Fliesen mit einer Gießkanne.

Ich ging durch diese Menschenmenge und sprach die Eisenbahner an:

„Wo ist hier die Fabrik Birema?"

Ein unfreundliches Achselzucken war die Antwort. Keiner wußte es. Auch der Milizmann erklärte, daß er erst seit einigen Tagen hierher versetzt sei und die Stadt noch nicht kenne. Er verwies mich an die Zeitungsverkäuferin, aber sie wußte es auch nicht.

Ich hielt mich eine Weile im Tor des Bahnhofsgebäudes auf, aber der Regen wurde immer toller, ganze Ströme rußdurchsetzten Wassers gossen vom Himmel.

Da kam gerade eine mit Fahrgästen besetzte Droschke vor dem Bahnhof an. Der in eine Wachstuchpelerine eingemummte Droschkenkutscher half beim Herausziehen der Koffer, die unter dem Klappdach verstaut waren. Das nasse Fell des Pferdes dampfte.

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Als der letzte Fahrgast der Droschke entstiegen war, sprang ich sofort hinein, ohne den Kutscher, der mich verwundert anstarrte, erst zu fragen.

„Fahren wir?“ fragte er mich.

„Wir fahren. Zur Fabrik Birema.“

Bedächtig kletterte er wieder auf seinen Bock.

„Birema ... Birema“, murmelte er, man sah, daß er seiner Sache nicht ganz sicher war.

Auf dem Asphalt schlug der Regen große Blasen. Plötzlich schrie der Droschkenkutscher seinem Gaul etwas zu und zog die Zügel an. Unsere Fahrt hatte begonnen.

Die Fabrik war gar nicht weit vom Bahnhof. Der kurze Weg von der Droschke zum Pförtnerhaus genügte, um naß zu werden wie eine Katze. Der strömende Regen nahm mir die Sicht, und ich konnte den ganzen Fabrikkomplex nicht erkennen. Ich sah nur wie durch einen dichten Musselinvorhang hindurch niedrige Parterregebäude. Weiter ab stach ein grauer, schlanker Fabrikschornstein in den Himmel.

Der bucklige Pförtner wies auf ein Gebäude: „Dort ist der Direktor.“

Ich ging quer durch den Fabrikhof. In einem langen Korridor begegnete ich einigen geschäftigen Männern in Drillichschürzen. Einer von ihnen wies mir auf meine Frage eine gelblackierte Tür.

Die Sekretärin, ein junges Mädel mit langen Blondzöpfen, stand von ihrer großen Schreibmaschine auf und bat mich zu warten. Sie hatte lange, schwarze Schaftstiefel an.

Ich legte den triefenden Mantel ab und hängte ihn an die Tür. Dann sah ich mich um. Zwei junge Leute in Arztkitteln traten ein. Sie unterhielten sich laut und beachteten mich gar nicht.

Nach einer Weile kehrte die Sekretärin zurück. Der Direktor ließ bitten.

Es ist nun nicht ganz einfach, meinen ersten Eindruck wiederzugeben. Die Art, wie ich Olcha kennenlernte, fiel so ganz aus dem herkömmlichen Rahmen.

Da war vor allem das Direktorzimmer selbst. Einfache Stühle, ein gelber Schreibtisch, davor ein Holzsessel. Hier im Westen war das etwas Ungewöhnliches, denn hier gab es überall herrliche Klubsessel, Schreibtische aus Mahagoni oder Palisander, wuchtig und eindrucksvoll wie Barockaltäre. Aber Pomp und Pracht eines Würdenträgers – anderswo im Westen eine übliche Erscheinung – waren aus dem Direktorzimmer Olchas verbannt.

In einer solchen Umgebung sah ich diesen sonderbaren Menschen zum ersten Mal. Er war mittelgroß, und ich fühlte noch lange den starken Druck seiner knorrigen Finger.

Wir saßen uns gegenüber, zwischen uns die leere Schreibtischplatte. Lakonisch berichtete ich über mich und über den Zweck meines Besuches in der Fabrik Birema.

Dann sprach er. Es waren hauptsächlich Zahlen und Bezeichnungen, die nur die Fachterminologie kennt.

Er machte mich kurz mit der Geschichte seiner Arbeitsstätte bekannt. Die Fabrik war ausschließlich von Polen wiederaufgebaut worden. An einigen Stellen hatte man Überreste deutscher chemischer und pharmazeutischer Werke gefunden. Die Maschinen wurden repariert, und man begann mit der Montage. Bereits im ersten Jahr nach der Befreiung konnte die Fabrik in Betrieb genommen werden.

Ab und zu warf ich kurze Fragen ein.

Die Zahl der Beschäftigten? Einhundertsechsunddreißig Arbeiter und sechzig Angestellte, darunter zwölf hochqualifizierte Ingenieure und Doktoren der Chemie.

Alle Augenblicke kamen Leute ins Zimmer. Die einen in Schürzen und Schutzanzügen, andere in Straßenanzügen. Olcha wurde von allen mit „Magister" angesprochen. Ich fragte ihn, warum er den Direktortitel verpöne.

„Wissen Sie, es gibt hier überall zu viel Direktoren. Ich mag das nicht. Wenn die Leute durchaus einen Titel brauchen, können sie ganz einfach ‚Magister' sagen."

Ich hörte einigen kurzen Unterredungen zu, die er mit seinen Mitarbeitern führte. Einigen, deren Namen ich im ersten Augenblick nicht behalten konnte, stellte er mich vor.

Die Abteilungsleiter kamen alle der Reihe nach an. Dauernd klingelte das Telefon.

Da zog Olcha aus einer Schreibtischschublade einen großen Karton heraus.

„Da haben Sie unseren ganzen Betrieb, die ganze Produktion ist hier verzeichnet."

Er erläuterte mir die Zahlenkolonnen und die Rubriken, die mit den Bezeichnungen der Präparate ausgefüllt waren, die Birema produziert.

Immer weitere Fachbezeichnungen. Eifrig notierte ich sie und die Zahlen, die das Ansteigen der Produktion bewiesen.

Andere Bogen kündeten vom sozialen Fortschritt, es waren knapp gehaltene Lebensläufe von Menschen, die hier als einfache Arbeiter angefangen hatten und es bis zu Leitern selbständiger Betriebsabteilungen gebracht hatten.

„Unsere Belegschaft besteht aus Menschen, auf die Verlaß ist. Seit langem und heute noch wird diese Belegschaft ständig ergänzt, sie wächst aus sich selbst heraus, und es klappt alles vorzüglich. Schwierigkeiten hatte ich, die Spezialisten, die Ingenieure und Doktoren, zu bekommen. Aber ich habe sie bekommen, denn sehen Sie, wir haben unseren eigenen Lokalpatriotismus. Wir sind stolz auf unser Birema. Jeder von uns hat sich mit soviel Begeisterung und Arbeit eingesetzt, daß es jetzt jedem schwer fallen würde, von hier wegzugehen."

Die Fensterscheiben im Direktorzimmer klirrten leise.

„Das ist unsere Fabriksirene. Mittagszeit. Ich lade Sie in unsere Kantine ein."

Im immer noch strömenden Regen liefen wir im Galopp über den Hof, daß das Wasser in den Pfützen hoch aufspritzte.

Der Speiseraum war ein niedriger, weiter Saal. An den Tischen saß dichtgedrängt die Belegschaft. Löffel und Gabeln klapperten, Porzellan schepperte. Alle Augenblicke brach an einem der Tische schallendes Gelächter aus. Die an verschiedenen Tischen sitzenden Leute riefen sich mit lauter Stimme an. Ich bemerkte die große Anzahl der Frauen und Mäd-

chen, und als ich mich aufmerksamer umblickte, sah ich, daß die Jugend weitaus in der Mehrzahl vertreten war.

An einem Tisch waren mehrere Stühle frei. Wir setzten uns hin.

„So, da haben Sie nun meine Leute vor sich. Allerdings nur eine Schicht, die zweite speist eine halbe Stunde später."

„Ich staune, daß Sie so viel junge Menschen haben."

„Ich selbst bin sechsunddreißig Jahre alt. Das ist schon so bei uns, Jugend zieht Jugend nach, und übrigens interessiert sich die Jugend für eine pharmazeutische Fabrik. Sie wollten alle bei mir arbeiten."

Ein hochgewachsener blonder Mann in grauem Anzug kam an unseren Tisch.

„Ingenieur Jaskólski", stellte ihn Olcha vor.

Jaskólski setzte sich zu uns. Nach einer Weile kam ein anderer, mit großen, fast schwarzen Augen: „Doktor Malewicz."

Seine Augen fesselten mich durch ihren eigenartig starren, gleichgültigen Ausdruck. Erst nach einer Weile bemerkte ich, daß er überhaupt nicht die Lider schloß. Sein Gesicht war von der durchsichtigen Blässe, die man bei herzkranken Menschen beobachten kann. Sein schwarzglänzendes Haar war glatt gekämmt. Er sprach nicht und aß sehr langsam. Von ihm strahlte ein eigenartiger Ernst aus, aber es konnte auch Gleichgültigkeit sein.

„Malewicz, kommst du abends zur Versammlung?" fragte Olcha.

„Ich komme."

„Herr Magister, hier ist der Artikel."

Hinter uns stand ein Junge in einem Drillichschutzanzug.

„Das ist unser Sozialreferent, Buzek. Macht euch bekannt."

Olcha empfing aus Buzeks Hand einige engbeschriebene Bogen.

Buzek hatte eine Stupsnase und Sommersprossen, dabei durchdringende graue Augen, die an irgendeinen Vogel erinnerten.

„Freundchen", begann Olcha, der die Bogen rasch ordnete, „das ist wieder mal eine ganze Abhandlung, ein Refe-

rat. Eine Wandzeitung kann man nicht so machen. Ein Bogen genügt, nur das Wichtigste, kurz und knapp, dabei klar, daß es jeder sofort versteht. Und auch langweilig darf es nicht wirken. Du weißt schon selber, worauf es ankommt. Also kürzen, und zwar rasch."

Buzek hatte die ganze Zeit Olcha mit seinen durchdringenden Augen angesehen. Dann brummelte er etwas und nahm die Bogen wieder an sich.

„Das ist nicht einfach, kurz soll es sein und dabei doch alles enthalten."

„Nicht einfach? Sehr gut, daß es nicht einfach ist. Ihr möchtet auch immer, daß euch alles wie geschmiert geht..."

Der Sozialreferent wurde etwas rot und ging ab.

Jaskólski lachte laut auf.

„Ein ausgezeichnetes Menschenmaterial. Aus diesen Jungs werden mal tüchtige Männer werden", sagte Olcha leise.

„Ausgezeichnetes Menschenmaterial...", lachte Jaskólski immer noch, „je nachdem, in wessen Hände sie geraten. Ich bewundere Sie ja, wie Sie mit diesem Rowdy fertig werden."

„Der Magister erzieht sich seine Leute", wandte er sich an mich. „Aber wenn der Anschlag gelingt, der gegen Birema vorbereitet wird, geht doch alles zum Teufel. Doch, Magister, es ist schon so. Dieses Spiel, das man mit uns treibt, wird uns das alles zerstören", und dabei wies er auf die durchs Fenster sichtbaren Werkgebäude. „Und unsere Leute – die werden in alle vier Winde zerstreut."

Fragend blickte ich auf Olcha, denn das war mir zu hoch. Olcha verzog unwillig das Gesicht, was ich bisher bei ihm noch nicht bemerkt hatte.

„Jawohl, die ganze Fabrik geht dann zum Teufel", wiederholte Jaskólski.

„Sie wird nicht zum Teufel gehen, machen Sie sich keine Sorgen, Kollege", sagte Olcha bedächtig.

Ich muß sehr dumm dreingeschaut haben, denn dieser ganze Dialog war mir unverständlich.

Da sah mich Olcha scharf an.

„Ich wollte nicht gleich am ersten Tage Ihnen damit kom-

men, Sie sind ja eben erst einige Stunden bei uns. Ich dachte, daß wir ganz zum Schluß, vor Ihrer Abreise, von unseren Sorgen sprechen würden."

„Entschuldigen Sie", unterbrach Jaskólski, „aber das ist doch eine Sache, bei der es um Sein oder Nichtsein unserer Fabrik geht. Behutsamkeit ist hier wirklich nicht am Platz."

Olcha pfiff ungeduldig durch die Zähne:

„Sie sind aber auch ein Heißsporn."

„Keineswegs, ich sehe die Dinge vollkommen nüchtern ... Sie sind erst heute angekommen?" wandte sich Jaskólski an mich.

Ich nickte.

„Haben Sie schon unsere Fabrik besichtigt?"

„Ich bin noch nicht dazu gekommen."

„Macht nichts! Das ist eine Sache von grundsätzlicher Bedeutung. Es ist ein Skandal, sage ich Ihnen, ein Skandal ... Man will uns vernichten, zerschlagen. Begreifen Sie? Man bereitet einen Anschlag gegen uns vor."

Er fand vor Aufregung keine Worte. Seine Suppe ließ er stehen.

„Ich kann nicht ruhig bleiben, wenn ich davon spreche, denn das ist doch ..."

Olcha legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.

„Na, na, mein Alter, werden Sie mal nicht hysterisch."

Dann sah er wieder zu mir herüber.

„Wir bleiben noch eine Weile sitzen. Dann erzähle ich Ihnen kurz, wie die Dinge hier stehen."

Malewicz blickte mich mit seinen schwarzen, abwesenden Augen an. Die ganze Zeit über hatte ein wehmütiges, ironisches Lächeln um seinen Mund gespielt.

Olchas Finger trommelten kurz auf der Tischplatte.

„Das wird Ihnen vielleicht ulkig vorkommen, aber uns allen geht das sehr nahe. Für viele von uns ist diese Fabrik etwas sehr, sehr Wichtiges, ist uns Familie, Frau und weiß der Teufel was noch alles. In jeder Klamotte steckt hier unsere Arbeit. Fünfundvierzig Maschinen haben wir wieder hergebracht, die Einrichtungen installiert und die Fachleute

zusammengetrommelt. All diese Gebäude lagen in Schutt und Trümmern begraben. Man mußte sie wiederaufbauen, verglasen und von Grund aus renovieren. 1946 lief die Produktion an, anfangs wollte es natürlich noch nicht klappen, wir hatten keine Leute, Geräte fehlten und Rohstoffe. Um alles mußte gekämpft werden, alles wollte erobert sein. Aber das war auch nötig, nämlich die Produktion von Heilmitteln. Von unserer Arbeit hing oft Leben und Gesundheit vieler Menschen ab. Mit dem Geld war es auch schlimm, die Tarifsätze der Löhne waren mies. Aber damals kümmerte sich niemand viel um großen Verdienst. 1947 arbeiteten wir schon rentabel. Ich habe Ihnen die Liste der bei uns erzeugten Präparate und Arzneien vorgelesen. Ein Teil dieser Medikamente wird nur in Polen hergestellt. Das Leben vieler, vieler Menschen hängt davon ab, daß unsere Erzeugnisse auf dem Markt erscheinen."

Jaskólski winkte ungeduldig ab.

„Aber verlangen Sie mal in irgendeiner beliebigen Apotheke ein Heilmittel, das wir produzieren. Man wird Ihnen bestimmt antworten, daß dieser Artikel überhaupt nicht in Polen produziert wird, daß überhaupt keine Aussicht auf Lieferung besteht.

„Boykott?" warf ich ein.

„Ja, etwas dieser Art ist es schon. Denn wir sind ein staatliches Werk. Begreifen Sie?"

Nichts begriff ich.

„Das muß man Ihnen mit Zahlen begreiflich machen", sagte Olcha. „Vor dem Kriege hatten wir in Polen vierzig private pharmazeutische Fabriken und jetzt sind es einhundertsechsundfünfzig. Alles kleine Quetschen. Das Kapital wandert eben. Die großen Werke wurden verstaatlicht. Und das Kapital setzte sich sofort dort fest, wo es noch Betätigungsmöglichkeiten hatte."

„Also vierundachtzig Prozent der Heilmittel in den Apotheken stammen aus diesen einhundertsechsundfünfzig Privatfabriken", warf Jaskólski rasch ein.

Bisher hatte ich nicht gedacht, daß die Sache so kompliziert sei. Olcha fuhr bedächtig fort:

„Unser Werk wurde buchstäblich von Monat zu Monat weiter ausgebaut. Wir sind das einzige Werk in Polen, das eine ganze Reihe der wichtigsten Heilmittel produziert. Vor wenigen Wochen erhielten wir die Mitteilung, daß wir die planmäßige Produktion um siebzig Prozent senken müßten. Gewisse Präparate, um die sich die Leute buchstäblich raufen und die nur auf dem Schwarzen Markt zu bekommen sind, sollen wir überhaupt nicht mehr herstellen."

Ich war erschlagen. Meine Verblüffung war so aufrichtig, daß Olcha unwillkürlich lächeln mußte.

„Eine Produktionssenkung in diesem Ausmaß ist für das Birema-Werk so etwas wie ein Selbstmord. Denn damit wäre sofort eine Einschränkung der Belegschaft verbunden. Man mutet uns zu, daß wir eine Arbeitsstätte, die wir mit zusammengebissenen Zähnen zäh aufgebaut haben, Stein für Stein und Maschine für Maschine, jetzt mit unseren eigenen Händen zerstören."

Tiefes Schweigen folgte diesen Ausführungen. Wir alle schwiegen, und ich konnte immer noch nicht die ganze Sache begreifen.

„Heilmittel, deren Lagerfähigkeit sechs Monate beträgt, liegen seit anderthalb Jahren in den Lagern der Vertriebszentrale und kommen nicht auf den Markt."

„Die Vertriebszentrale diktiert uns ihren Willen. Angeblich ist sie mit Waren unserer Produktion noch für zwei Jahre eingedeckt", unterbrach Jaskólski lebhaft.

„Sie werden schon entschuldigen, aber ich scheue mich, die richtigen Folgerungen aus einem solchen Verhalten zu ziehen ...", begann ich zögernd.

„Aber das ist doch ganz klar! Die gesamte Heilmittelproduktion muß sozialisiert werden, die gesamte, ohne jede Ausnahme. Denn bisher unterstützten die privaten Apotheken die privaten pharmazeutischen Fabriken und werden das auch weiterhin tun."

„Also doch ein Boykott!"

„Ein Boykott oder ein stillschweigendes Übereinkommen. Und die Vertriebszentrale ... na, da haben wir genug Beweismaterial ... da sitzen auch Leute, die uns den Kampf angesagt haben."

„Ich wiederhole Ihnen: Bitte, verlangen Sie in irgendeiner Apotheke ein Heilmittel, das von uns hergestellt wird. Sie werden nirgends eins bekommen, obwohl ganze Waggonladungen in den Lagern der Zentrale schmoren."

„Ja, wurde denn die Qualität Ihrer Heilmittel von irgendeiner Seite beanstandet?"

Sie sahen mich nur mit einem nachsichtigen Lächeln an.

„Unsere Heilmittel sind hundertprozentig in ihrer Wirkung und tausendfach erprobt. Täglich laufen doch die Meldungen darüber aus den Krankenhäusern und Kliniken ein, die wir ständig beliefern."

„Sehen Sie, so ist das: Einerseits gibt uns das Ministerium einen Kredit nach dem andern für den weiteren Ausbau unseres Werkes und von der anderen Seite ... verlangt die Zentrale, daß wir liquidieren. Aber wir liquidieren nicht, und damit basta! Wir sind stur. Einmal werden die, die uns bekämpfen, auch dahin kommen, wohin sie gehören."

Auf meinen fragenden Blick hin setzte Olcha hinzu:

„Ins Gefängnis!"

„Herr! Das ist Kampf, und dabei geht es nur scheinbar unblutig zu. Leidenden Menschen die Heilmittel vorenthalten ... wissen Sie, was das bedeutet?"

Nervös zündete sich Jaskólski eine Zigarette an.

„Nach dem Kriege kamen aus Amerika fabelhafte Geschenksendungen, Heilmittel in einer Menge, die für Jahre ausreichte. Eigenartigerweise aber gerade solche Heilmittel, die von der staatlichen pharmazeutischen Industrie hergestellt werden oder hergestellt werden können. Manchmal sind Geschenke recht gefährlich."

Alle blickten jetzt aufmerksam und neugierig nach mir hin. Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Ich war doch erst kaum einige Stunden im Birema-Werk ... und befand mich plötzlich im Mittelpunkt eines dramatischen Konflikts.

Auch Malewicz sah mich mit seinen erloschenen, schwarzen Augen an. Das bittere Lächeln, das um seine Lippen spielte, war diesmal gewiß begründet.

„Klassenkampf", sagte er nur.

Durch das Werk führte mich erst Olcha selbst und übergab mich dann der Obhut von Buzek.

Wir besichtigten Saal für Saal, die großen Mahlwerke, die Trockenanlagen, die Destillatoren. Überall summten die Elektromotoren. Arbeiter in weißen Kitteln kontrollierten ruhig und sachlich die unzähligen Apparate.

In der Abteilung für organische Präparate roch es unangenehm nach den Eingeweiden, die in Massen gestapelt waren. Sie wurden auf den großen Darren getrocknet und in den Mahlwerken zu Staub zermahlen.

In der Abteilung für anorganische Präparate war es ganz anders. Die Säle sahen wie große Laboratorien aus. An den Wänden hingen Tafeln mit chemischen Formeln und auf den langen Arbeitstischen standen Glaskolben, Reagenzgläser und Retorten. Hier waren Chemiker konzentriert und aufmerksam in ihre Arbeit vertieft.

Das war Jaskólskis Abteilung. Er führte uns an jeden Tisch und erklärte die einzelnen Produktionsvorgänge.

Die Redseligkeit Jaskólskis machte Buzek schon ungeduldig. Sollten wir doch das ganze Werk an einem einzigen Tage besichtigen.

Im Zwinger der Versuchstiere ging es von Käfig zu Käfig. Wollige Kaninchen mit großen Augen spitzten bei unserem Eintreten die langen Ohren, knabberten jedoch an ihrem Salat weiter. Meerschweinchen, weiße Mäuse, Ratten und Hühner bevölkerten die Käfige.

In der Kontrollabteilung sahen wir dieselben Tiere, diesmal als Versuchstiere in weißen, blitzsauberen Sälen. Einige dienten zur Kontrolle der Wirkung der produzierten Heilmittel, an anderen wurde die Wirkung neuer Heilmittel erprobt.

Dann saßen wir in dem kleinen Raum des Sozialreferen-

ten. Buzek hatte seine stechenden Augen auf mich gerichtet.

„Na, wie ist unser Werk? Knorke, was? Jawohl, es ist ein Musterbetrieb. Hier klappt alles. Überall merkt man, daß denkende Menschen den Betrieb regeln. Überall wird an Verbesserungen der Produktion gearbeitet. Jeden Tag wird hier etwas modernisiert und vervollkommnet. Dieser Olcha..."

„Olcha?"

„Ja, das ist schon so ein Mensch. Das Werk und er, das ist eins. Er kennt keine festgesetzten Arbeitsstunden. Aber da ist noch etwas ganz anderes."

Gespannt wartete ich, was nun kommen würde.

„Dieser Olcha wird niemandem ein böses Wort sagen. Aber wir haben alle vor ihm den größten Respekt. Er stellt die größten Anforderungen an sich selbst. Wenn er unter uns ist, reißt sich jeder zusammen, denn hier gibt es keine Leute, die Pöstchen haben, jeder von uns hat eine *Aufgabe*, und die will er auch erfüllen."

Buzek stockte, anscheinend waren lange Reden nicht seine Sache. Er zog eine alte Blechschachtel aus der Tasche, entnahm ihr Zigarettenpapier und Tabak, rollte sich eine Zigarette und steckte sie an.

„Sehen Sie ... was soll ich viel reden... Sehen Sie, ich werde Ihnen von mir selber erzählen. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt. Vor einem Monat habe ich geheiratet. Vor einem Monat, begreifen Sie? Und diesen ganzen ersten Monat meiner jungen Ehe bin ich keinen Tag früher als um elf oder zwölf Uhr nachts nach Hause gekommen."

Die Zigarette war ihm ausgegangen. Er zog sein Feuerzeug aus Messing aus der Tasche und steckte sie wieder an.

„So viel Arbeit haben Sie hier?"

„Ich gehöre zum Aktiv des Bundes Polnischer Jugend. Da gibt es Vorträge und Diskussionen und Fahrten. Aber nur ein paar Stunden am Tage. Die Fabrik nimmt meine ganze Zeit in Anspruch."

„Die Fabrik?"

„Ja, sehen Sie, das ist hier ein ganz besonderer Betrieb,

hier mußte man erst alles organisieren. Wir wollen einen Klub einrichten und Selbstunterrichtskurse. Dann kommt noch der Arbeitswettbewerb. Das alles will überlegt und vorbereitet sein. Man kann da nicht mit leeren Händen kommen.“

„Und Olcha hilft Ihnen dabei?“

„Natürlich hilft er. Das sind ja alles seine Ideen, die er verwirklicht. Nie schont er sich, überall ist er mit dabei. Es ist schon so. Wir arbeiten hier ohne Kontrolluhr, glauben Sie nicht, daß es nur mir allein so geht. Ach wo! So ein Jaskólski zum Beispiel: Wenn um vier Uhr Feierabend ist, dann fängt er erst an, in seinem Labor zu arbeiten. Oder so ein Malewicz.“

„Was ist denn das für einer, dieser Malewicz?“

„Oh! Aber haben Sie denn nie etwas von Malewicz gehört?“

„Nichts, gar nichts.“

„Das ist ein ehemaliger Häftling aus Auschwitz, einer der Führer der internationalen Widerstandsgruppe. Ein feiner Kerl! Ich bin ja kein gelernter Chemiker, aber ich weiß, daß er eine ganz große Nummer ist, ein Gelehrter, ein Erfinder. Ja, so ist er. Der hatte kein leichtes Leben.“

„Er sieht doch aber noch so jung aus. Ich kann Ihnen kaum glauben.“

„Jung! Der ist gar nicht so jung. Sehen Sie sich ihn nur näher an.“

Wir schwiegen beide. Aus dem Fabrikschlot stieg kerzengerade eine hohe Rauchwolke in die Luft. Buzek versorgte seine Kippe.

„Ja, sehen Sie, Olcha hat uns in diese Fabrik gebracht. Und wir wollen hier ein Wunder schaffen. Vielleicht habe ich mich dumm ausgedrückt, aber man kann es kaum anders bezeichnen. Und dann ist noch die Partei. Auch da hat uns Olcha hineingebracht. Nicht alle. Aber zum Beispiel mich, Jaskólski und noch andere. Sehen Sie, Olcha ist von *drüben* gekommen.“

„Aus der Sowjetunion?“

„So ist es. 1939 war er in Lemberg. Das ist noch ein Vor-

kriegskommunist. Na, und da war er eben einige Jahre in der Sowjetunion... Und – sehen Sie ... das ist wirklich ein tadelloser Kumpel..."

Er stockte wieder und sah mich etwas mißtrauisch an.

„Ich möchte nicht, daß Sie mich falsch verstehen. Olcha ist ein fabelhafter Kerl. Der reißt uns hier alle mit. Aber..."

Wieder stockte er. Er fand nicht gleich die richtigen Worte, ärgerte sich darüber und berichtete stockend.

„Olcha kam also von drüben, aus der Sowjetunion. Sehen Sie, dort sind die Menschen anders, dort sind die Verhältnisse auch anders. Der Sozialismus – wie soll ich das nur ausdrücken –, den haben dort die Menschen bereits verdaut, in sich verarbeitet. Und bei uns in Polen, da gibt es oft Leute, die sind schlimm, sind verzankt ... die ganze Besatzungszeit und überhaupt. Wissen Sie ... hier kann man nicht jedem vertrauen. Ich bin zwar noch jung, aber ich weiß Bescheid."

„Also Sie meinen, daß Olcha..."

„Olcha ... vielleicht irre ich mich, aber er schenkt verschiedenen Leuten zu viel Vertrauen. Er kann ja auch hart sein, aber..."

„Sie wollen wohl sagen, daß er so etwas wie ein Utopist ist?"

„Ja, gerade das ist es. Er ist ein Utopist. Er ist so mehr ein Lehrer, na, sagen wir ein Pädagoge. Er hat den festen Glauben, daß man jeden Menschen bekehren kann, erziehen, ändern kann. Aber die Leute sind oft..."

„Und ... glauben Sie mir nur, diese Methode hat Erfolg. Man darf nicht die Leute vor den Kopf stoßen. Will man von ihnen etwas verlangen, will man seine Bedingungen stellen, so muß man sie zuvor erziehen." Olcha ordnete seine Papiere auf dem Schreibtisch. Er machte das ganz mechanisch.

„Man muß den Leuten Interesse entgegenbringen. Das tut man nicht, wenn man es dabei bewenden läßt, ihnen zu sagen: Du hast deine Arbeit getan, hier ist dein Geld; nun mach schon, daß du nach Hause kommst. O nein! Sie müssen

begreifen, daß das ihre eigene Fabrik ist und weiter, daß die Arbeit in einer solchen Fabrik auch eine Verpflichtung für ihr Leben außerhalb der Fabrik ist. Das Birema-Werk, das ist schon so etwas wie eine Fabrik und eine Schule zugleich. Ich habe da große Pläne vor."

Er sah mich eindringlich an.

„Diese menschlichen Fehltritte sind doch eigentlich so lächerlich, geringfügig und nichtig. Ja, ja, ich weiß wohl, man darf auch nicht das Geringste durchgehen lassen. Aber hören Sie selbst: Da haben wir so ein junges Mädel von neunzehn Jahren. Sie hat in der Packerei gearbeitet. Wir führen dort eine genaue Kartei. Eines Tages meldet man mir, daß eine Dose Krem fehlt. Wir hatten damals gerade eine Serie hormonhaltigen Krem auf den Markt gebracht. Ich ging in die Packerei, ließ alle Arbeiter zusammenrufen und sagte ihnen das von der Kremdose. Ganz ruhig. Ich schätze es nicht, wenn man die Leute anbrüllt. Ich sagte ihnen einiges über mein Verhältnis zu ihnen und über unsere Fabrik. Dann gab ich ihnen eine Stunde Bedenkzeit. Na, was soll ich Ihnen sagen, nach einer Stunde klopft gerade diese neunzehnjährige Göre an meine Tür. Sie heult, daß sie kaum sprechen kann, verspricht, sich zu bessern. Aus purer Dämlichkeit hatte sie die Kremdose gestohlen. Ich befahl ihr, das Zimmer zu verlassen und meinen Entscheid abzuwarten. Ich habe den Betriebsrat einberufen, habe mit den Leuten geredet und sie überzeugt. Sie sind alle für das dumme Mädel eingetreten, wollten die Garantie dafür übernehmen, daß sie sich bessert."

Gerade öffnete sich die Tür und die Sekretärin mit den blonden Zöpfen kam ins Zimmer. Sie überreichte dem Direktor irgendwelche Geschäftspapiere. Er las sie aufmerksam durch, unterschrieb und reichte sie ihr zurück.

Als die Sekretärin das Zimmer verlassen hatte, wandte sich Olcha wieder an mich:

„Haben Sie sie gesehen? Ein halbes Jahr lang war sie bei uns Reinmachefrau. Und als eines Tages eine unserer Stenotypistinnen erkrankte, setzte sich unsere Reinmachefrau an

die Maschine und tippte fehlerlos einen Brief herunter. Sie hatte die ganze Zeit über neben ihrer Arbeit bei uns einen Kursus für Stenotypistinnen besucht. Unlängst wurde bei uns eine Stelle frei, und so kam es, daß sie meine Sekretärin ist. Man muß schon dafür sorgen, daß die Leute vorwärts kommen.

Sie sehen, wir sprechen dauernd von den Menschen und ihrem Fortkommen.

Seit 1939 war ich in der Sowjetunion. Fünf Jahre war ich dort Lehrer. Man sagte mir pädagogisches Talent nach. Anscheinend ist doch aus jener Zeit noch etwas hängengeblieben. Sehen Sie, meine ganze Familie ist umgekommen, auch die Familie meiner Frau. Jedoch ... Sie werden vielleicht staunen ... aber ich bin ein Mensch ohne alle kriegerischen Komplexe. Ich war in der Sowjetunion, wußte aber, was hier vorging. Und glauben Sie mir ... nach alledem konnte ich mich noch freuen, konnte aufbauen und an den Sozialismus und an die Menschen glauben.

Sie haben doch Malewicz kennengelernt. Ein Held aus Auschwitz. Das ist schon einer, der dem Tod von der Schippe hupft. Ein mutiger Mensch, ein Kommunist wie ich. Und doch so ganz anders. Vielleicht ist auch die Okkupantenzeit daran schuld. Malewicz hat das Lachen verlernt, er kann nur sein Gesicht verziehen. Haben Sie seine Augen gesehen? Eigenartige Augen, so bodenlos und leer. Er ist ein prächtiger Mensch, der beste Freund und Kumpel. Nur ... freuen kann er sich nicht. Er kämpft und kennt keine Schonung für sich selber, aber seine Augen, die ändern ihren Ausdruck nicht."

Ins Zimmer kamen einige Männer in Arbeitskleidung. Sie brachten Muster und sprachen längere Zeit mit Olcha.

Als sie das Zimmer verlassen hatten, zog Olcha eine dicke Mappe mit Produktionsdiagrammen aus dem Schreibtisch. Wir betrachteten beide die Produktionskurven, und er erläuterte mir die mit Rotstift eingetragenen Randvermerke.

„Darauf sollen wir fortan verzichten, und darauf auch, und das soll auch nicht mehr hergestellt werden. Die Fabrik

soll Selbstmord begehen. Sie wissen doch, was ein allgemeiner Wirtschaftsplan ist? Dem muß man sich natürlich unterordnen. Wenn ich aber weiß, und Beweise dafür habe, daß die Liquidierung unserer Produktion ein Plan von Saboteuren ist, dann ist das etwas anderes, dann kämpfe ich bis zuletzt dagegen an. Ich bin gar nicht so ein ... gutmütiges Schaf. Ich kann wohl auf Tod und Leben kämpfen, wenn es um eine gute Sache geht. Den Kampf um das Birema-Werk werde ich bis zum Ende durchfechten. Der Produktionsplan wird nicht um ein einziges Prozent gedrosselt werden. Und das wird aufhören, daß Menschen wegen Mangel an Heilmitteln sterben, während die Lager davon voll sind. Da ist es mit meiner Gutmütigkeit vorbei."

„Sie können in meinem Auto zum Bahnhof fahren."

Ich mußte W. für einige Tage verlassen.

„Sehen Sie, ich liebe nicht diese funkelnagelneuen blitzenden Wagen. Mein Auto wurde aus vier bis fünf Autowracks zusammengeflickt. Aber das ist schon das Werk unseres Transportleiters. Diesen Wagen haben wir, wie die ganze Fabrik, mit unseren Händen selbst gebaut."

„Und er hat auch gewiß seine Geschichte", warf ich ein.

„Allerdings. Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund. Das war so: Vor zwei Jahren suchten wir einen Heizer. Es meldete sich auch einer. Das ist eine schwere, schmutzige Arbeit. Wir hatten damals zwei Heizer, die umschichtig arbeiteten. Ich hatte nun ein Auto, einen alten DKW.

Eines Tages gab's auf der Landstraße einen Zusammenstoß mit einem LKW. Der Fahrer türmte und ist bis heute nicht zurückgekehrt, obwohl inzwischen zwei Jahre vergangen sind ... übrigens waren das damals schon solche Zeiten. Den DKW haben wir hierher abgeschleppt und da lag er auf dem Fabrikhof. Ich wartete nur auf einen Aufruf zur Schrottsammlung, um ihn abzugeben. Na, und da kam eines Tages dieser Heizer zu mir und fragte, ob ich kein Auto brauche. Brauchen schon, meinte ich, aber es darf nicht zu viel kosten. Der Heizer nickte bloß und bat um die Erlaubnis, sich die

Überreste des DKW ansehen zu dürfen. Dann kam er zurück und erklärte, er könne mir ein Auto bauen, *bauen* – verstehen Sie –, nicht reparieren. Nun, wir einigten uns. Er arbeitete daran ungefähr vier Monate. Es hat auch einiges gekostet.

Damals lagen noch überall längs der Landstraßen zerschossene Autowracks. Schließlich bekam ich ein fabelhaftes Auto. Mercedes, Adler und mein alter DKW und noch ein paar andere Marken haben zu dem neuen Auto beigetragen. Dann wurde es gespritzt, und ich sage Ihnen, man konnte sich darin sehen lassen! Als wir damit zum ersten Mal in die Stadt gefahren sind ... kein Hispano-Suiza oder Rolls-Royce kam ihm gleich. Und den Heizer beförderte ich zu unserem Transportleiter. Vor dem Kriege war er Chauffeur gewesen. Jetzt wird er Sie zum Bahnhof fahren."

Ins Zimmer trat ein untersetzter Mann in Lederdreß. Ein rundes Gesicht, Schlitzaugen und ein schmaler Schnurrbart.

„Macht euch bekannt", sagte Olcha, „das ist Fedak, unser Transportleiter. Fedak, fahren Sie bitte den Herrn zum Bahnhof."

Das Auto, das allerdings etwas absonderlich aussah, fuhr tadellos. Mein Fahrer sagte kein Wort, führte mir aber seinen Wagen in allen Gangarten vor. Da war aber auch alles dran, Anzugs- und Bremsproben. Vor dem Bahnhof hielten wir an.

„Ein fabelhafter Wagen! Ihr Meisterwerk", wandte ich mich an den Fahrer.

„Hat sich was mit Meisterwerk", lachte er mich an und war sichtlich verlegen. „Haben Sie unseren Magister gesehen? Das ist ein Meisterwerk. Der ganze Mann ist ein Meisterwerk!"

Er lachte still vor sich hin, und seine schmalen Augen blitzten wie zwei Stahlklingen. Wir schieden mit einem kräftigen Händedruck. Ich sah mich noch nach ihm um, als er anfuhr. Er grüßte militärisch, und weg war er.

„Zu schade, daß Sie nicht vor zwei Stunden hier mit da-

bei waren. Da hätten Sie ein Theater erlebt, oder auch ein Drama, ganz, wie Sie wollen."

Olcha ging in seinem Zimmer erregt auf und ab.

„Heut morgen hatte ich hier unerwarteten Besuch. Na, ganz so unerwartet war er nun eigentlich wieder nicht. Aus Warschau kamen der Direktor unseres Verbandes und der Direktor der Vertriebszentrale. Es ging diesmal wirklich um die Wurst, eigentlich um den Sargnagel, um die Herabsetzung unserer Produktion. Sie waren gekommen, um mir persönlich das Urteil zu überbringen. Vielleicht wollten sie mich auch noch sanft überreden und überzeugen, denn anscheinend war ich bei ihnen bisher gut angeschrieben. Aber da hatten diese Herren aus Warschau kein Glück. Gerade an diesem Morgen erschien auf unserem Fabrikgelände die von der Stadt W. delegierte soziale Kommission mit dem Vorsitzenden des städtischen Nationalrates. Na, und da ging auch schon das Theater los. Ich erlebte eine Szene, die ich selbst nie hätte so gut arrangieren können. Hier, in diesem Zimmer, auf diesen Stühlen saßen sie einander gegenüber. Ich selbst brauchte nicht den Mund aufzumachen. Übrigens hatte ich mir in dieser Sache schon die Finger wund geschrieben. Auf der einen Seite die Regierung, die uns siebenundvierzig Millionen Zloty Kredit gibt, zum weiteren Ausbau, und auf der anderen Seite die Vertriebszentrale, die uns befiehlt, den ganzen Kram hier zu liquidieren. Sie hätten sehen sollen, wie die Hiesigen, die von der Kommission, denen aus Warschau an die Kehle gesprungen sind! Mit den Fäusten haben sie auf den Tisch geschlagen und gebrüllt – die anderen aber auch. Ich brauchte nur den Zuschauer zu spielen. Das war ein richtiges Donnerwetter. Diesen Herren hat es dann langsam gedämmert, was in den westpolnischen Gebieten los ist, ob man so mit einer Handbewegung ein Werk zerstören kann, das mit so viel Mühe und Arbeit aufgebaut und mit Fachleuten besetzt wurde. Die aus Warschau überschütteten uns mit Zahlen und rangen die Hände … dieses unschuldige Lächeln: ‚Die Lage ist doch klar usw. … die Produktion muß eben eingestellt werden und Schluß.' –

Aber unsere Leute hier, die vertragen so etwas nicht. Bei uns bedeutet Produktionseinstellung und Abbau von Leuten Verrat und Sabotage.

Und sie mußten sich das alles anhören und sagen lassen und dann war es so weit, daß sie rot vor Wut dasaßen und kein Argument mehr vorzubringen hatten. Sie verabschiedeten sich und türmten. Schluß, ab. Gewiß waren sie bei ihrem Abgang fest davon überzeugt, daß ich diese Szene ihnen zu Ehren vorbereitet hatte. Aber das rührt mich weiter nicht. Es war höchste Zeit, daß die Bürokraten unsere Antwort zu hören bekamen. Und sie haben noch lange nicht genug zu hören bekommen."

Olcha setzte sich auf die Fensterbank und hielt mir eine Schachtel Zigaretten entgegen.

„Ein Jammer, daß Sie nicht dabei waren. Das Drama spitzte sich seinem Höhepunkt zu. Ich sage Ihnen, eine Atmosphäre war das! Gespannt, daß man dachte, es würden nicht Argumente, sondern Blitze zwischen beiden Parteien ausgetauscht. Und ich war der einzige Zeuge. Doch würde es sich lohnen, diese Szene auf die Bühne zu bringen, damit Tausende sie erleben können. Es ist *der* Konflikt der heutigen Zeit."

Das schien ihn doch am tiefsten zu schmerzen.

„Jetzt sehe ich nur noch zwei Wege. Die endgültige Zerschlagung des Birema-Werks – und dann gehe ich ab, denn ich werde nicht mit eigenen Händen einreißen, was ich hier aufgebaut habe. Oder..."

„Der Sieg?"

Er nickte nur und blickte auf die Uhr.

„Heute habe ich noch eine andere schwierige Sache durchzustehen", meinte er mißmutig.

Ich sah ihn fragend an.

„Ach, ich sehe selbst noch nicht ganz klar darin, aber da geht es schon nicht um das ganze Werk oder um unser aller Schicksal. Das ist eine Bagatelle..."

Die Scheiben klirrten, als die Sirene zur Mittagspause rief.

Spät abends traf ich Buzek auf der Straße.

Wir standen uns eine Weile gegenüber. In der einfallenden Dämmerung glühten unsere Zigaretten. Ehe er den Mund aufmachte, wußte ich, daß etwas passiert war.

Über der Stadt leuchtete im schwarzen Gewölk ein schmaler Streifen Abendhimmel in mattem Grün, ein letzter Schimmer der untergehenden Sonne. In hoher Fahrt jagte ein Auto an uns vorbei, hoch spritzte das Wasser aus den Pfützen.

„Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen sagte?“ begann Buzek plötzlich. „Das war kein Mensch, der in unsere Verhältnisse gepaßt hat. Das war ein Utopist.“

„Aber was ist denn geschehen?“

„Olcha ... ja ... er lebt nicht mehr.“

Ich war so bestürzt, daß mir jede weitere Frage im Halse stecken blieb.

„Dieser Fedak, Sie wissen doch, der Fahrer ... der Transportleiter.“

„Fedak?“

„Er war im Direktorzimmer. Die Sekretärin hat alles mitangehört. Sie haben beide sehr laut gesprochen. Na, und dann ist Fedak plötzlich aus dem Zimmer gestürzt. Das Auto stand auf dem Hof. Fedak sprang ins Auto und fuhr davon. Der Pförtner ahnte nichts Böses und ließ ihn passieren. Aber der Sekretärin kam das alles nicht recht geheuer vor, sie ging in Olchas Zimmer. Und da lag er auch mit eingeschlagenem Schädel, tot. Mit dem Briefbeschwerer, verstehen Sie.“

Wir gingen nebeneinander ein dunkles Gäßchen entlang, in dem es keine Straßenbeleuchtung gab. Wieder überholte uns ein Auto, und seine Scheinwerferkegel strichen über uns hinweg.

„Die Milizmänner haben Fedaks Auto bereits gefunden. Nur einige Kilometer hinter der Stadt.“

„Und Fedak selbst?“

„Der ist getürmt.“

Wir kamen auf die Hauptstraße. Trotz der späten Abendstunde herrschte hier reger Verkehr. Aus den erleuchteten Scheiben der Gasthäuser zeichnete das Licht goldene Tafeln

auf die Fahrbahn. Ein Orchester spielte einen langsamen Walzer.

„Wissen Sie, Olcha hat diesen Fedak gefördert, wie er nur konnte, denn das war ‚sein Mann', er war stolz auf ihn. Und Fedak ... von dem dachten wir alle, daß er Olcha wie ein Hund ergeben sei."

Funkensprühend überholte uns ein Straßenbahnwagen.

„Ja, Olcha hat den Leuten zu viel vertraut. Blindlings hat er allen vertraut. Und so endet das dann immer", sagte Buzek.

Denselben Abend reiste ich aus W. ab.

Lange Zeit kam ich nicht wieder dorthin. Mehrere Monate war ich dann sogar im Ausland.

Als ich mich schließlich wieder mal in W. einfand, konnte ich mich nur schwer entschließen, das Birema-Werk aufzusuchen.

Plötzlich stand mir wieder alles lebendig vor Augen, besonders Olcha. Aber auch die eigenartigen Augen Malewiczs mit ihrem leeren Blick und die kleinen stechenden Augen Buzeks.

Und dann auch Fedak in seinem Lederdreß, sein rundes Gesicht und sein schwarzer Schnurrbart. Ich sah noch sein Lächeln, mit dem er sich von mir verabschiedet hatte, als er mit dem Auto losfuhr. Wie hatte er doch von seinem Direktor gesprochen?

„Ein Meisterwerk. Ein Meisterwerk von einem ganzen Kerl."

Als ich auf dem Fabrikgelände des Birema-Werks ankam und in Olchas Direktorzimmer eintrat, saß Malewicz hinter dem Schreibtisch. Neben ihm stand Buzek. Wir begrüßten uns.

„Sie sind Direktor geworden?" fragte ich Malewicz.

„Ja, ich bin Direktor geworden."

„Entschuldigt schon, aber ich war einige Monate im Ausland, da hatte ich keine polnischen Zeitungen. Wie ist die Sache mit Olcha weitergelaufen?"

„Die Sache mit Olcha ..." Malewicz blickte mich mit seinen sonderbaren, gleichgültigen Augen an.

„Ach ja, ich erinnere mich", begann Buzek, „Sie mußten an dem Tage abreisen, an dem Olcha umgekommen ist. Wir hatten uns doch noch abends getroffen."

Ich nickte.

„Wissen Sie, dieser Fedak hat sich nach drei Tagen selbst bei der Miliz gestellt."

„Freiwillig?"

„Ja, aber das ist eine lange Geschichte. Es ergab sich dann, daß ein Teil der Heilmittel, die er transportierte, unterwegs abhanden gekommen ist. Olcha hatte die genaue Liste in Händen, und nur er allein wußte von den Verlusten, denn die Lager hatten bei ihm angerufen. Er aber hatte niemandem ein Wort gesagt und Fedak zu sich bestellt. Er hatte ihm volles Vertrauen geschenkt. Sie wissen, Olcha war nun schon einmal so. Na, und da hat gerade ... Fedak ihn ermordet. Er dachte, so die Spuren seines Diebstahls verwischen zu können. Weiß der Teufel, was er sich schließlich dabei gedacht hat.

Das war doch ein Mord! Man fahndete nach ihm, aber er war nicht aufzufinden. Bis er schließlich am dritten Tag selber im Revier erschien. Und da legte er auch ein umfangreiches Geständnis ab. Die Zeitungen waren voll davon, aber Sie haben damals keine gelesen. Also, das war so: Fedak war während der Besatzungszeit in der Untergrundbewegung, und da blieb er auch noch 1945 und 46. Dann aber war er entschlossen, damit Schluß zu machen. Er türmte. Sie grassierte damals irgendwo in Zentralpolen. Er kam ihnen aus den Augen und gelangte bis hierher, hatte jedoch nicht den Mut, sich den Behörden zu stellen. Wahrscheinlich hatte er Dreck am Stecken. Olcha gegenüber hatte er auch kein Wort von seiner Vergangenheit gesagt. Und so konnte er ruhig bei uns arbeiten. Er dachte wohl schon, daß alles in Ordnung sei. Plötzlich kamen ihm die anderen auf die Spur. Sie bedrängten und erpreßten ihn, drohten ihm, alles dem Direktor und den Behörden zu verraten. In ihrer Hand wurde er dann weich

wie Wachs. Und so wurde verabredet, daß er ihnen gewisse kostbare Spezialheilmittel liefern solle. Es handelte sich um mehrere Millionen Zloty. Dafür versprach man, ihn in Ruhe zu lassen. Ich begreife nicht, was er sich dabei gedacht hat. Hat er wirklich geglaubt, daß das nicht rauskommen wird? Angeblich soll er es Olcha so dargestellt haben, daß während der Fahrt jemand auf den LKW aufgesprungen wäre und die Pakete mit den Heilmitteln gestohlen hätte, ohne daß er es bemerkt hätte.

Eine blöde Ausrede. Aber er hat wohl gedacht, sich so ausreden zu können. Während dieser Unterredung hat ihm Olcha zu verstehen gegeben, daß er ihm das nicht glaubt, und auch angeblich gedroht, ihn der Polizei zu übergeben, weil das zu weit ging. Na, und in diesem Augenblick ... was liegt so einem schon daran, einen Menschen mehr umzulegen."

Wir saßen in dem alten Zimmer Olchas. Ich sah wieder den einfachen Schreibtisch aus Kiefernholz, die gelben Holzstühle ...

„Hier hat sich nichts geändert", sagte ich.

„Ja. Nichts hat sich geändert", antwortete leise Malewicz.

„Und dieser Fedak hat sich selbst der Polizei gestellt", sagte ich mehr zu mir selbst als zu den anderen.

„Ja, dieser Olcha ... Oho, der Olcha, das war für Fedak eine sehr gewichtige Persönlichkeit. Er berichtete dann, daß er nach der Tat geflohen war und sich vergiften oder unter den Zug werfen wollte. Aber dann faßte er doch den Entschluß, sich der Polizei zu stellen. Er hat auch alles gestanden."

Ich blickte durchs Fenster hinaus. Auf dem Fabrikhof herrschte reges Leben. Männer in Schutzanzügen und weißen Schürzen.

„Und das Birema-Werk?" fragte ich.

Man blickte mich verwundert an.

„Als ich Olcha zum letzten Male sah, da sagte er mir, daß sich an diesem Tage das Schicksal des Werks entscheiden

sollte. Man hatte Ihnen doch damals aufgegeben, die Produktion derart einzuschränken, daß Sie ..."

„Ach, das sind olle Kamellen", lachte Buzek. „Dieser Olcha war doch ein harter Mann, er hatte sich durchgesetzt. Unser ganzer Produktionsplan wurde bestätigt. Jawoll, so war es. Es ist ihnen doch ein heilsamer Schrecken in die Glieder gefahren, obwohl Olcha nicht mehr am Leben war. Eine Woche nach seinem Tode kam die schriftliche Bestätigung."

„Und hier, sehen Sie ... da wird ein neuer Flügel angebaut."

Ich konnte einen LKW sehen, Arbeiter waren eben dabei, Zementhohlsteine auszuladen.

Buzek tippte an meine Schulter.

„Wissen Sie noch, wie die anderen sich gefuchst haben? Olcha hatte Ihnen doch erzählt, wie man ihn mit Listen bedrängt hatte, wie man ihm gedroht hatte, mit welchen Argumenten man ihm kam. Na, und ..."

Malewicz zog aus dem Schreibtisch irgendwelche Urkunden. Sein Gesicht verzog sich zu seinem stereotypen Lächeln.

Er sah mich an, aber ich konnte seinen Blick nicht deuten.

„Der Klassenkampf", sagte er nur.

Da erinnerte ich mich, daß er das schon einmal gesagt hatte.

Offener Brief der Belegschaft des Birema-Werks an den Genossen Kowalewski

Genosse!

Mit Rührung und Begeisterung zugleich lasen wir Ihre Erzählung „Klassenkampf". Die Birema lebt nicht nur in Ihrer Vorstellung – sie lebt unser Leben. Wir finden dort jene Menschen, die wir nicht nur in der Novelle bewundern; wir sehen sie wirklich leben – um uns, unter uns. In Ihrem Werk erkennen wir unsere Sorgen und Bedrängnisse, unsere Bedürfnisse und Bestrebungen; wir sehen darin den Klassenkampf, den auch wir führen.

Denn auch wir kämpfen! Wir kämpfen um den Wohlstand, um die bessere Qualität unserer Produktion und ihre Steigerung. Unser Ziel ist die Gesundung der Gesellschaft.

Wir kämpfen, denn das ist die Aufgabe, vor die wir von der Partei gestellt wurden! Olcha, so wie er in der Novelle gezeigt wird, ist auch ganz der Gleiche in der Wirklichkeit. Er verkörpert das wahre Herz des Betriebes.

Und wer ist dieser Olcha als einfacher Mensch?

Er ist Mitglied der Partei! Ihr Schüler, von ihr aufgezogen – und nun Garant und Träger ihrer Kraft.

Die Partei aber bedeutet für die Birema Ausgangspunkt und Zentrum ihrer Triebkraft. Die Partei erzieht und lenkt uns. Sie lehrt uns die gemeinsamen Interessen der Arbeiterschaft in und außerhalb des Betriebes erkennen und befolgen.

Sie gibt uns die Idee, für die wir kämpfen, und die Mittel, mit deren Hilfe wir kämpfen. Es sind jene Produktionsmittel, die den Fabrikanten abgenommen und in die Hände des Volkes gelegt wurden. Dank der Partei erhielten wir das Ge-

lände und die Gebäude für unsere Fabrik; die Partei half uns bei der Beschaffung der Rohstoffe – und es ist keine Übertreibung, wenn wir behaupten, daß die Partei einem jeden von uns ihr bestimmendes Gepräge verliehen, an der Entstehung einer jeden Betriebshalle, jeder Maschine einen entscheidenden Anteil gehabt hat.

Wir haben nun den Weg des Dienstes am Volke, den Weg des Sozialismus beschritten. Weil die Partei hinter uns steht, fürchten uns die Feinde, denn wir sind stark.

Die Partei sichert uns ruhige Arbeit und glückliches Dasein. Für diese Partei und ihre Aufgaben lebt Olcha.

Jeder von uns sorgt im gleichen Maße für die Birema, die wir unter Olchas Führung mit eigener Hände Arbeit aufgebaut haben – und es betrachtet sich darum ein jeder von uns als Teilhaber und Mitverantwortlicher. Diese Bande verbinden stärker, als man es angenommen hätte, die Menschen, die irgendwann in unserem Betrieb gearbeitet haben. Und deshalb besucht uns während seines Urlaubs der ehemalige Arbeiter und heutige Matrose Krajewski, oder der heutige Schüler der Offiziersschule Meller, sowie der uns allen bekannte Buzek – nun Student am Technikum in Gliwice, ja sogar der wegen Trunksucht aus dem Betrieb entlassene Genosse W. Es erging wohl jedem so, der mit der Birema, dem hiesigen Leben und mit Olcha in Kontakt kam, daß er von der hier herrschenden Atmosphäre eingefangen wurde und nicht mehr loskam.

Woran liegt es? Nun, es ist das Verdienst jener, die im Leben der Birema tonangebend sind, derer, die ihre Kräfte und Fähigkeiten für die Sache eingesetzt haben, die wie Olcha in der ersten Reihe der Kämpfer für den Sozialismus marschieren.

Und der Kampf ist noch nicht zu Ende. Sein Wendepunkt in der Birema ist von Ihnen schriftstellerisch gestaltet worden, es war der Kampf um den Plan. Wir waren wachsam und haben diese Auseinandersetzung unter der Leitung Olchas und anderer für uns entschieden. Und das war eben der Klassenkampf. Obgleich wir ihn mit dem Opfer des literari-

schen Todes Olchas erkauft haben, gingen wir aus diesem Kampf gestärkter und wachsamer denn je hervor. Wir wissen, daß wir an uns noch sehr viel arbeiten müssen. Denn dieser Kampf erfordert Menschen, die wachsam sind, stark, überzeugt und ihres Zieles bewußt. So schufen wir Lehrgänge für Analphabeten, eine marxistische Bibliothek und wollen noch eine Chemieschule gründen. Wir lernen und weiten unsere Sicht.

Wir bilden uns politisch auf unseren Versammlungen und diskutieren über die Klassen, ihre gegensätzlichen Bestrebungen und Kampfmethoden. Mit einem Wort: Wir wissen, was Klassenkampf bedeutet.

Aber wir müssen zugeben, daß uns erst, nachdem wir das von Ihnen entworfene schöne Bild unsres Lebens aufgenommen haben, klar wurde, daß dieser Klassenkampf nicht allein in der Theorie, sondern vor allem im konkreten alltäglichen Leben ausgefochten werden muß. Wie dies einer der Genossen bei einer Diskussion zum Ausdruck gebracht hat: „Der Schriftsteller Kowalewski hat die Theorie des Klassenkampfes dem einfachen grauen Alltag, den Sorgen und Schwierigkeiten, die er für uns mit sich bringt, entnommen.“

Wir meinen, daß alle Dichter und Schriftsteller auf diese Weise mit uns gehen, uns unser Leben gestalten und vorhalten sollten, um uns zu zeigen, wie wir zum Wohl des Volkes und der Polnischen Volksdemokratie zu handeln haben.

Um so leichter werden wir dann unseren Feind erkennen, um so leichter gegen ihn den Klassenkampf führen und um so besser unsere Arbeit erfüllen.

Genosse Kowalewski! Wir danken Ihnen für den vor einigen Tagen bei uns eingetroffenen Brief. Halten Sie die Verbindung mit uns aufrecht. Vielleicht könnten Sie auch für unsere Werkzeitung schreiben, deren fünfundzwanzigste Jubiläumsausgabe im Juli erscheinen wird.

(Es folgen einhundert und einige -zig Unterschriften.)

Jacek Bocheński

Walzwerk Jan III. siegt

Am 16. oder 17. Dezember 1948 – an das genaue Datum kann ich mich nicht mehr erinnern – traf ich im Sitzungssaal der Warschauer Polytechnik, wo gerade der Kongreß der Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei stattfand, den hervorragenden polnischen Gelehrten, Professor N., und erzählte ihm folgende Geschichte aus meinem Leben:

Seit zwei Tagen erwarteten wir Besuch. Eine Gruppe von Warschauer Bankbeamten wollte das Walzwerk Jan III. besichtigen. Wir hatten von der Direktion den Auftrag, die Hallen in Ordnung zu bringen und uns auf den Empfang der Gäste vorzubereiten.

Meister Styczeń verfiel in krampfhaftes Lachen, da dies alles gerade nach den Weihnachtsfeiertagen geschah und zwei Hallen nicht in Betrieb waren.

Meister Styczeń war parteilos und wußte daher auch nicht, daß tags zuvor die Genossen Sikora und Kolano bitterlich geweint hatten.

„Warum wohl die Bankbeamten unser Werk besichtigen wollen“, grübelte er.

„Gewiß sind ihnen alte Zeitungen in die Hände geraten“, erwiderte ich.

„Aber die Zeitungen bringen bereits seit zwei Jahren kein Wort über uns“, beharrte er.

„Vielleicht haben sie Zeitungen gelesen, die älter als zwei Jahre sind.“

Da ich ein neues System für die Feinblechstraßen ausgedacht hatte, sagte ich kein Wort mehr. Meister Styczeń

hatte verboten, mein System auszuprobieren, doch verlor ich trotzdem die Hoffnung nicht, ihn von der Richtigkeit meiner Erfindung zu überzeugen. Vorerst schwieg ich aber, um den Meister nicht aufzuregen.

„Die beiden haben getrunken", sagte er, „darum sind sie nicht zur Arbeit gekommen."

Während der Betriebsversammlung hatte der Vorsitzende mit der Faust auf den Tisch geschlagen: „Was heißt denn das?" hatte er gesagt, „sie haben getrunken und vergaßen zur Arbeit zu kommen?" Nun, es zeigte sich zwar, daß sie gekommen waren, jedoch nicht hereingelassen wurden, weil Skóra, der Torwächter, prinzipiell Betrunkene nicht ins Werk läßt. Sikora und Kolano waren unter diesen Leuten.

Aber ich wollte eigentlich erzählen, daß Sikora und Kolano in der Parteisitzung geweint hatten und baten, daß man sie nicht aus der Partei entferne. Der Sekretär hatte mit erhobener Stimme erklärt: „Hier geht es um Arbeit und nicht darum, aus den Menschen Dummköpfe zu machen." Daraufhin wurde beschlossen, die beiden in der Partei zu lassen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß Ähnliches nicht wieder vorkäme.

„Wir schaffen erst die Hälfte der Vorkriegsproduktion! Den Plan haben wir nicht erfüllt!" ereiferte sich der Sekretär. Und das hatte ich eigentlich dem Meister Styczeń erzählen wollen. Aber ich erzählte ihm etwas ganz anderes:

„Die Direktion ist bereits über mein neues System der Auswalzung von Feinblech unterrichtet, und auch die Partei weiß davon."

Meister Styczen zog als Antwort nur den Hosenriemen enger.

„Mein System ist sehr einfach und gefährdet die Maschinen nicht!"

Meister Styczeń pfiff durch die Zähne...

„Mein System wird die Produktionsergiebigkeit um zwanzig Prozent steigern."

Styczeń zeigte mit dem Zeigefinger auf mich, so wie Kin-

der auf der Straße auf vorübergehende Menschen zu zeigen pflegen:

„Wenn Sikora und Kolano nach deinem System arbeiten, erreichen sie gewiß ein Übersoll von hundert Prozent!"

Er lachte.

„Oder zweihundert Prozent!" schrie er.

Vor Lachen und Aufregung war er rot angelaufen.

„Oder von tausend Prozent", fügte er hinzu, nachdem er tief Atem geschöpft hatte.

Sikora und Kolano werden mit mir arbeiten, beschloß ich, gerade sie müssen mir helfen, mein neues System anzuwenden. Und, dachte ich weiter, gerade sie sollen die ersten sein, denen ich beibringen werde, das Feinblech schneller zu walzen.

Da hörte ich hinter mir Schritte und Stimmengewirr. Die Stimme des Werkleiters, ein tiefer Baß, ließ sich gut heraushören.

„Der Besuch", flüsterte Styczeń und schob mit gleichgültiger Miene eine neue Platte rotglühenden Metalls in die Walze.

Eine Schar Menschen war in das Walzwerk eingetreten. Sie schüttelten sorgfältig den Schnee von ihren Hüten und knöpften ihre Mäntel auf. Eine junge Frau in Schihosen rief aus: „Ist das hier aber heiß, Stasiu!"

Der Angeredete, ein kleiner, blonder Bursche, wandte sich an den Werkleiter:

„Woher habt ihr diese Maschinen?"

„Einen großen Teil dieser Maschinen hatten die Deutschen im Kriege demontiert und irgendwo bei Leipzig untergebracht", erklärte der Werkleiter. „Es ist uns noch nicht gelungen, alle wieder zurückzubekommen. 1945 setzten die Arbeiter das Walzwerk aus eigener Kraft wieder in Betrieb. Einige von ihnen sind sogar nach Deutschland gefahren und haben unter Überwindung größter Schwierigkeiten Maschinen zurückgebracht. Die Presse hat seinerzeit darüber berichtet."

„Wir haben davon gelesen“, sagte ein anderer Besucher, „arbeiten diese energischen Leute noch im Werk?“

„Nein. Keiner von ihnen ist heute mehr hier. Die einen arbeiten hier, die anderen dort, einer ist sogar gestorben. Man kann heute nur noch darauf hinweisen: Der hat dies geschaffen, jener das. Aber die hiesige Bevölkerung hat sie gut in Erinnerung, und man erzählt allerlei Geschichten über sie. Es waren Helden.“

„Und warum schafft ihr nur zweiundfünfzig Prozent der Vorkriegsproduktion?“ fragte der Blonde.

„Das hier ist Kollege Styczeń, unser bester Arbeiter“, lenkte der Werkleiter ab, den Meister vorstellend und sich die schweißfeuchte Stirn mit dem Taschentuch abtrocknend.

„Stasiu, wie mir dieses glühende Metallstück gefällt“, bemerkte die Frau in den Schihosen.

„Und warum schafft ihr nur zweiundfünfzig Prozent der Vorkriegsproduktion?“ wiederholte der älteste Teilnehmer der Exkursion.

„Leider konnten wir noch nicht alle Maschinen aus Deutschland zurückbekommen“, rechtfertigte sich der Werkleiter.

„So was“, entfuhr es unwillkürlich dem Blonden.

„Und wie sieht es bei euch mit dem Arbeitswettbewerb aus?“

„Das wird auch noch kommen“, hüstelte der Werkleiter.

Sikora und Kolano, dachte ich, müssen die ersten sein, die zum Arbeitswettbewerb antreten.

Der Blonde zog seine Zigarettendose heraus und bot mir, dem Werkleiter und dem Werkmeister Zigaretten an.

„Wieviel verdienen Sie?“ fragte er.

„48 Zloty“, antwortete ich.

„Wieviel? 48??“ –

Ich nickte.

„Für eine Stunde?!“

„Ich verdiene stündlich 48 Zloty.“

Er betrachtete mich, als wäre ich ein Wundertier und lachte: „Na, wissen Sie, ich würde dann nicht so schuften.“

Ich biß mir auf die Lippen, während Styczeń die ihm ge-

schenkte Zigarette betrachtete und aufmerksam die Zigarettenmarke buchstabierte.

Was weiter geschah, weiß ich nicht genau, glaube jedoch, daß ich den Blonden fragte:

„Sie würden nicht arbeiten?"

„Nein", sagte er.

Der Werkleiter erklärte nun genau die verschiedenen Konstruktionen der Maschinen, beschrieb die einzelnen Teile und erklärte ihren Zweck. Die Besucher zückten ihre Notizbücher. Die Bemerkungen des Werkleiters wurden notiert, manche zeichneten sogar die Maschinen ab. Als sie sich nach einer Viertelstunde zum Aufbruch rüsteten, trat ich an den Blonden heran.

„Mein Herr", sagte ich, „ich bleibe. Kommen Sie nach einem Jahr wieder..."

„Stasiu, hülle dich warm in den Schal", bat die Frau in den Hosen.

Die Lautsprecher an den hellen Wänden der Polytechnik füllten sich plötzlich mit Beifallsklatschen und freudigen Rufen.

„Entschuldigen Sie, Professor", sagte ich, „leider kann ich Ihnen nun nicht mehr weiter berichten. Ich bin hier nämlich als Delegierter des Walzwerks Jan III. mit den Genossen Sikora und Kolano. Wir sollen dem Kongreß die Erfüllung des Jahresplans bekanntgeben."

„Das habe ich in der Tagespresse gelesen", sagte lächelnd Professor N.

„Dieser Blonde", fügte ich abschiednehmend hinzu, „hat sich nie wieder sehen lassen. Und ich hätte ihm doch so gern gesagt – so lächerlich es auch klingen mag –, daß ich im letzten Monat 48000 Zloty verdient habe. Das ganze Walzwerk arbeitet nach meinem System."

Als ich einen Augenblick später mitten durch den Sitzungssaal auf den Tisch zuschritt, hinter dem schon der Präsident, die Parteiführer, Minister, Schriftsteller und Arbeiteraktivisten saßen, rauschte der Beifall so laut in den Lautsprechern auf, daß gewiß nur aus diesem Grund orangefar-

bige Kreise vor meinen Augen zu tanzen begannen. Das violette Filmlicht der Jupiterlampen überflutete mich wie ein warmer Wasserstrahl. Ein Dutzend Photographen flüchtete zu dem Tisch des Präsidenten, alle Delegierten erhoben sich von ihren Sitzen und riefen: „Es lebe der große Jan der Dritte!!!“ Und dann noch etwas, was ich jedoch nicht genau verstehen konnte.

Was übrigens auch nicht nötig war. Ich verstand es nämlich trotzdem sehr gut . . .

Leslav Bartelski

Tag des Umbruchs

Das Folgende ist weder eine Erzählung noch eine Reportage, sondern lediglich ein in literarische Form gegossener Bericht über einen besonderen Tag, an dem der Umbruch im Bausystem vollzogen wurde. Diese Geschichte ist mit einem Mann verbunden, dessen Name zum Symbol für neue, auf der Kollektivtätigkeit beruhende Arbeitsmethoden wurde. Hier die Geschichte:

Eines Tages, im Juli 1948, meldete sich beim Arbeitsleiter in Marienstadt ein Mann.

„Krajewski ist mein Name", stellte er sich vor. „Ich bin Inspektor der Zentralverwaltung der Staatlichen Bauunternehmen."

Der Techniker schob ihm einen Stuhl hin und bat, Platz zu nehmen.

„Also . . .", begann er. Krajewski bot dem anderen eine Zigarette an. Sie rauchten. Eine Weile herrschte Schweigen. Hinterm Fenster sah man die sich rot abzeichnenden Mauern der Siedlung von Marienstadt. Die Sonne glühte nicht gerade angenehm. Weiß schwammen die Wolken über die blauen, sanften Himmelsfelder zum grauen Fluß hinüber. Auf den Gerüsten hielten die verschwitzten und müden Maurer immer wieder inne, um den Rücken zu strecken. Mit der Kelle nahmen sie die breiige Masse auf, um damit den in der Hand gehaltenen Ziegel zu verschmieren. Krajewski sah schweigend zu. Er sah jeden Handgriff der Maurer, das Bücken nach dem Ziegel und dem Mörtel. Dann begann er zu reden, ohne den Blick vom Fenster zu wenden. Der Techniker hörte aufmerksam zu, wobei er höflich mit dem Kopf nickte.

Sie verhandelten über eine Stunde, aber Jankowski, der den Bau leitende Techniker, glaubte nicht an die Verwirklichung des von seinem Gegenüber vorgetragenen Planes, wenn er sich auch im Prinzip damit einverstanden erklärt hatte.

„Sie sind also der Ansicht, daß es gelingen wird?“ fragte er zweifelnd.

„Das werden wir noch sehen“, antwortete der andere gleichgültig.

Am anderen Morgen erschien Krajewski in aller Frühe auf der Baustelle. Er ging wie jeder andere Maurer in den Umkleideraum, um den Arbeitsanzug anzuziehen. Er zündete eine Zigarette an und trat vor die Schwelle. Auf der Baustelle, wo auf Veranlassung des Arbeitsleiters nach dem Ersuchen Krajewskis das Material am vorhergegangenen Tage bereitgelegt worden war, standen lange Ziegelreihen und Mörtel zur Verfügung. Unweit befand sich die Hucke. Zwei Helfer hatten sich freiwillig gemeldet, obwohl keiner wußte, worum es eigentlich ging. Der neue Maurer, den niemand kannte, mit schmächtigem, langgestrecktem Gesicht unter leicht gewelltem Haar erklärte seinen Helfern, was sie zu tun hatten. Sie nickten zum Zeichen des Verstehens, aber offen gestanden, sie wußten nicht recht, was sie zu machen hatten. Der Ankömmling sprach irgend etwas von einer neuen Methode, aber sie hatten nur verstanden, daß sie die anderen zu überholen und ihnen zu zeigen hatten, wie gearbeitet werden müßte. Ungläubig starrten sie auf ihren Meister – er war klein, sah nicht gerade kräftig aus. Ob er es schaffte?

Beim Glockenschlag machten sich alle Maurer an die Arbeit, jeder in seiner gewohnten Art. Sie bückten sich langsam, hoben einer nach dem anderen einen Ziegel auf, klatschten mit der Kelle die bereitstehende Masse drauf. Krajewski, der ihnen zusah, schaute auf die Uhr. Es war 7.50 Uhr.

„Fertig?“ fragte er die Helfer.

„Fertig“, antworteten sie gleichzeitig.

Der Maurer schaute auf seine Kollegen, die sich nach Ziegeln und Mörtel bückten, trat mit dem Absatz die Zigarette aus und begann zu arbeiten.

„Jungs, wir fangen an!" rief er den Helfern zu. Die erste Schaufel Mörtel spritzte auf die Mauer. Auf dem Gerüst lag eine Reihe geschichteter Ziegel. Krajewski legte rasch Ziegel auf Ziegel, kaum daß die Helfer mit ihren Handreichungen nachkamen.

„Gleich, gleich", mahnten sie ihn.

„Los, ran, fix!" rief Krajewski sie an. Einen Augenblick hielt er inne und bat sie, das Tempo durch Abstimmung des Rhythmus der Bewegungen zu steigern. Noch einmal erklärte er ihnen ihre grundsätzliche Aufgabe. Er machte sich erneut an die Arbeit, halblaut spornte er seine Helfer an.

„Eins, zwei–zwei!"

„Eins, zwei–zwei!"

„Und eins, zwei!"

Im Anblick der wachsenden Mauer nahmen die beiden jungen Helfer gemeinsam mit dem Maurer das Rennen auf. Wer war der Schnellere, sie beide, oder er – allein? Die Arbeit hielt sie nun vollkommen gefangen. Das Tempo ließ den ganzen Tag über auch nicht für einen Augenblick nach, die Helfer hatten begriffen, daß es in diesem Falle um mehr ging als um das bloße Erstellen einer Mauer. Daß das eigentliche Ziel ihrer Arbeit das Einreißen der Mauer von Zweifeln und Vorurteilen war...

Ironisch lächelnd sahen die anderen Maurer, von der Julihitze ermattet, zu. Sie unterbrachen die Arbeit und steckten sich eine Zigarette an. Immer wieder trat einer von ihnen näher heran und beobachtete schweigend das Wachsen der Mauer.

„Laßt ihn doch arbeiten", sagte einer und warf seine helle Mähne zurück. „Laßt ihn doch arbeiten, bis er im Schweiß ertrinkt. Wir werden ja sehen, was dabei herauskommt."

„Klar", bestätigte ein anderer. „Er glaubt, er habe es mit Dummköpfen zu tun", fügte er hinzu. „Ihr werdet schon sehen, wie er zusammenklappen wird. Freilich", wandte er

sich an den Kameraden, „er versteht was, aber das ist doch eine Plage.“

Krajewski sah sie nicht an. Er hörte das Frotzeln, lachte sich eins und stellte unermüdlich die Fundamentmauer auf, wobei ihm die beiden Arbeiter hilfreich zur Seite standen. Einer warf mit der Schaufel Mörtel auf die Mauer, der andere legte die Ziegel auf, Krajewski achtete darauf, daß sie gerade lagen. Er strengte sich nicht an, er hatte Zeit, eine Zigarette zu rauchen. Vorher hatte er ausgerechnet, daß er, wenn er eine gerade Mauer vor sich hatte, in der Lage sein werde, stündlich fünfhundert Ziegel einzugliedern, also zehn Stück in der Minute, zehn Minuten in der Stunde für eine Ruhepause gerechnet. Bei diesem Arbeitssystem beschränkte sich die Tätigkeit des Maurers lediglich auf das Auflegen der Ziegel. Der Helfer reichte dem Maurer die Ziegel, wobei er nur darauf zu achten hatte, daß sie den Anweisungen entsprechend gelegt waren. Der zweite Helfer – also der Dritte im Bunde – hatte außer dem Heranholen von Mörtel und Ziegeln längs der Schnur die Masse aufzutragen.

An diesem Julitag war bei der Arbeit alles dran. Obwohl Krajewski seit langem nicht mehr eine Kelle in der Hand gehalten hatte, ging alles nach seinem Plan. Er arbeitete mit einer nicht eingespielten Mannschaft zusammen, dennoch konnte er bis zum Feierabend dreitausendvierhundert Ziegel vermauern, das sind zehneinhalb Meter. Das war in der Geschichte des polnischen Bauwesens die erste derartige Leistung.

Die Maurer schauten sich die Arbeit ungläubig an. Als die Glocke den Arbeitsschluß verkündete, traten sie heran, befühlten die Mauer, als wollten sie feststellen, ob sie auch richtig stehe. Einer der Maurer, Porecki, nickte mit dem Kopf und spuckte aus.

„Nun ja, sie haben gearbeitet, aber das ist keine Maurerarbeit. Ich will lieber Gras mähen als so mauern“, erklärte er laut.

Krajewski wandte sich von der Mauer ab, an die er sich gelehnt hatte, und lächelte.

„Tatsächlich?“ fragte er ruhig.

„Ihr könnt mir's glauben!“ rief Porecki aus. „Ihr werdet mich nicht drankriegen...“ Er konnte nicht weiterreden. Und Porecki war ein guter Maurer. Die anderen pflichteten ihm bei. Sie hatten die Mauer gesehen, aber sie glaubten es nicht. Sie selbst vermauerten täglich tausend Ziegel, wobei sie sich schon mächtig anzustrengen hatten. Und dieser Neue, Hagere hatte einen Rat gegeben und eine Mauer erstellt, an der sonst drei arbeiten. Da steckte was dahinter. Aber was, das wußten sie nicht.

„Die wollen, daß wir im Schweiß ertrinken!“ rief einer aus. „Aber das wird ihnen nicht gelingen.“

„Wenn sie genug haben, werden sie uns in Ruhe lassen“, meinte ein anderer. „Einen Tag lang, das ist nicht viel. Ich möchte es selbst versuchen, vielleicht ist es so auch besser“, überlegte er. Die anderen schrien ihn nieder.

„Was, du? Dreitausend Ziegel täglich? Wenn uns das jemand gesagt hätte, wir hätten es nicht geglaubt. Die Mauer steht, aber...“

Am späten Abend notierte Krajewski zu Hause:

„Am 14. Juli 1948, nach einigen Jahren Unterbrechung, arbeitete ich wieder als Maurer am Bau eines Hauses, wobei ich zum ersten Male in Polen die Kollektivarbeit anwandte. Damit erreichte ich sechshundertvierzig Prozent der Norm, indem ich dreitausendvierhundert Ziegel schichtete. Mein Verdienst betrug an diesem Tage 2000 Zloty, und jeder der Helfer verdiente 1100 Zloty. Im Laufe von acht Stunden legte ich sechsmal mehr Ziegel in die Mauer als die neben mir individuell arbeitenden Maurer. Weder habe ich mich dabei mehr angestrengt als die anderen, noch habe ich Schaden an meiner Gesundheit genommen. Im Gegenteil: abends ging ich mit meiner Frau ins Theater.“

Als Krajewski am folgenden Tage auf der Baustelle erschien, sahen ihn die Maurer schweigend an. Er bemerkte, daß sie jede seiner Bewegungen verfolgten. Er ging schnell an die Arbeit, ohne sich in ein Gespräch einzulassen. Er wußte, daß hier jedes Wort überflüssig war. Wie gestern, so wuchs

auch heute wieder die Mauer weiter. Von der ganzen Baustelle kamen die Maurer zusammen und sahen auf das Werk wie auf ein Wunder. Jetzt ulkten sie nicht mehr, sondern beobachteten scharf das Legen der Ziegel.

„Vielleicht ist das doch richtig", sagte der mit dem blonden Haar. Er stammte aus der Umgebung von Warschau, wo der Boden goldene Ähren und Kartoffeln hergab, die nicht größer als Nüsse waren. Die Not trieb ihn in die Stadt. Der Vater war Maurer, und auch er wurde, nachdem er Ziegel geschleppt hatte, nach dreijähriger Arbeit Maurer. Er hatte die Weisungen des Vaters im Gedächtnis, er kannte keine anderen Arbeitsmethoden. Er betrachtete das Ganze genau und sagte schließlich:

„Vielleicht stimmt das auch. Ich seh, daß man dabei keinen Schaden nimmt."

„Versuch es doch!" neckten die anderen.

„Ach, was. So, wie ich es gelernt habe, so werde ich auch weiterarbeiten", gab er zurück. „Wenn ihr so klug seid, dann versucht ihr's doch!"

Sie sahen hin und wollten es nicht glauben, daß es ein Maurer fertigbringen kann, im Laufe von acht Stunden dreitausend Ziegel mehr zu vermauern. Wenn sie jemand über den Wert der wissenschaftlich organisierten Arbeit hatte überzeugen wollen, so hatten sie ihn ausgelacht. Was hat das Wissen schon mit ihnen zu tun. Mit ihnen – den Maurern. Inzwischen aber sahen sie hier, daß die Mauer wuchs. Sie sahen schweigend hin und flüsterten sich ihre Bemerkungen zu.

„Vielleicht versucht ihr es?" fragte Krajewski, indem er in der Arbeit innehielt, sich eine Zigarette anzündend. Sie beeilten sich, ihm Feuer zu reichen. Er dankte. „Also?" ermutigte er sie. Sie zögerten.

Porecki murmelte etwas vor sich hin, dann trat er an die Mauer.

Er ahmte Krajewskis Bewegungen nach, schichtete die Ziegel, ohne der anderen zu achten.

„Na, es geht doch, nicht wahr?"

Er nickte, aber er wandte kein Auge von der wachsenden Mauer. Die Helfer gossen die graue Masse auf die Mauer, reichten die Ziegel, schichteten sie, Krajewski klopfte Porecki auf die Schulter und fragte:

„Also, du sagtest doch am ersten Tage, du wolltest lieber Gras mähen, nicht wahr?"

„Ich hab's gesagt, aber anders gedacht. Ich glaubte, Ihr wolltet uns in Schweiß baden lassen. Dabei wolltet Ihr uns helfen."

Eine Pressenotiz aus „Tribuna Ludu" vom 11. Juni 1949: „Am 10. Juni 1949 stellte bei einem Bau in der Siedlung Mokotów die aus den Maurern Józef Markow und Wacław Porecki bestehende Maurerbrigade SPB 2 mit Hilfe des Fließbandsystems im Laufe von acht Stunden eine hervorragende Leistung auf, indem sie 66 500 Ziegel, das heißt 162,195 Kubikmeter verarbeiteten. Diese Leistung, auf einen Maurer umgerechnet, stellt alles bisher auf diesem Gebiet Erreichte in den Schatten."

Jerzy Jesionowski

Das Werk

Als wir an der Stelle angekommen waren, die uns Karczewski angegeben hatte, stellten wir in seltener Einmütigkeit fest, daß er uns zum besten gehalten hatte oder selbst über den Zustand dieses „etwas beschädigten, aber sonst durchaus betriebsfähigen“ Werkes schlecht informiert worden war. Das zerbrochene Eingangstor lag quer vor der Einfahrt. Der kleine Fabrikhof war ein wirrer Trümmerhaufen, voll verbogener Karosserien und verbogener Eisenteile. Die Fabrik selbst, von Sprengstücken wie ein Sieb durchlöchert, sah eher wie ein Schrotthaufen oder wie ein Industriemuseum aus, das eben ein Erdbeben hinter sich hatte. Gedankenvoll wackelten wir mit unseren Köpfen und begaben uns zurück, zur Delegatur.

Karczewski war über unsere Rückkehr sichtlich erstaunt.

„Was passiert?“ sagte er, indem er uns Stühle heranrückte. „Warum sind Sie wieder hier?“

Zebrowski setzte sich gemächlich, wie das so seine Art ist, hin und antwortete mit einer Gegenfrage:

„Haben Sie dieses Werk auch selbst gesehen, das Sie uns zugewiesen haben?“

„Allerdings.“

„Ja, halten Sie uns denn für Idioten?“ explodierte Klimek.

„Nur die Ruhe, Klimek, nur die Ruhe“, besänftigte ich ihn. „Entschuldigen Sie, Herr Ingenieur, er ist nur etwas unbeherrscht, schon von Natur aus, er meint es nicht so.“

„Macht nichts, macht nichts, aber worum geht es Ihnen eigentlich?“

„Na, um dieses Werk. Das ist doch ein Ding der Unmöglichkeit, es jemals wieder in Gang zu bringen."

„So? Warum?"

„Was heißt hier ‚warum'? Sie haben es doch selber gesehen!"

„Jawohl, und ich bin auch der Ansicht, daß man es wieder in Gang setzen kann. Unsere Leute sind schon mit schlimmeren Trümmerhaufen fertig geworden, haben wiederaufgebaut, und die Werke produzieren wieder. Dieses Werk ist wenigstens nicht ausgeplündert."

„Aber dafür in einem verteufelt jämmerlichen Zustand!"

„Zerstörungen lassen sich wiedergutmachen. Schlimmer ist es schon mit Maschinen, die überhaupt nicht mehr vorhanden sind!"

Karczewskis Argumente hatten unsere Selbstsicherheit, mit der wir wiederaufgetaucht waren, etwas erschüttert. Unentschlossen sahen wir uns an.

„Vielleicht hätten Sie doch", begann Zebrowski wieder, „ein anderes Objekt für uns?"

Karczewski hob bedauernd die Hände.

„Leider nicht! Alles, worüber ich verfüge, befindet sich in demselben Zustand. Wenn Sie das abschreckt, kehren Sie doch nach Zentralpolen zurück. Ich bedaure, Ihnen keinen anderen Rat geben zu können."

Dieser Vorschlag verletzte mich. Was, zum Teufel, hält er uns für Trottel, die sich keinen Rat schaffen können? Wir sind doch nicht hergekommen, um wieder abzudampfen. Im übrigen wuchs auf unserem Warschauer Fabrikgelände schon hohes Gras.

„Komm", sagte ich zu Klimek, „wir werden es versuchen, vielleicht gelingt es uns doch, aus diesem Gerümpel noch etwas zu machen. Herr Ingenieur, können wir von Ihnen irgendeine Hilfe in Maschinen oder durch Gestellung von Arbeitern erwarten? Wir müssen dort mit Schaufel und Spitzhacke anfangen."

Wieder hob Karczewski bedauernd die Hände.

„Leider nicht! Ein Gerätelager habe ich nicht. Leute kann

ich Ihnen auch nicht stellen. Wenn sich welche bei mir melden, schicke ich sie dahin, wo überhaupt noch keine Arbeiter sind. Sie müssen sich schon selber behelfen."

„Da kann man halt nichts machen. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen! Viel Erfolg. In ein paar Tagen komme ich bei Ihnen vorbei."

Als wir das Werk zum zweiten Male besichtigten, machte es schon nicht mehr diesen tragischen Eindruck wie vorher. Zerstört war es allerdings, aber unter der Schicht von Trümmern, Schutt und Glasscherben entdeckten wir immer mehr Maschinen, die keine ernstlichen Beschädigungen aufwiesen. Da waren zwei Drehbänke, eine Fräsmaschine, eine Zylinderbohrmaschine, einige kleinere Schleifmaschinen. Unter den herabgestürzten Geräteregalen lagen haufenweise Monteurschlüssel. Die Schmiede war fast unversehrt. Wir mußten schon Karczewski recht geben – dieses Werk ließ sich tatsächlich wieder in Gang bringen. Wir schämten uns jetzt, daß wir vor einer Stunde in der Delegatur unsere Zweifel darüber geäußert hatten. Wir hatten uns gründlich blamiert, und Karczewski mußte keine hohe Meinung hinsichtlich unserer Fähigkeiten als Pioniere des Wiederaufbaus haben.

„Du hast am meisten gemeckert", warf ich Klimek vor. „Ein alter, erfahrener Meister willst du sein, und hast dich so blöd benommen."

„Na, und du erst?" entgegnete Klimek schlagfertig. „Große Techniker wollt ihr sein und vor einem Trümmerhaufen reißt ihr aus?"

„Kabbelt euch nicht", unterbrach uns Zebrowski. „Überlegt lieber, wie man hier anfangen kann."

„Da ist nichts zu überlegen. Man muß das elegante Jakkett ausziehen und mit dem Aufräumen anfangen. Auf gepflegte, zarte Händchen müßt ihr nun für lange Zeit verzichten."

In der Schmiede entdeckten wir eine Schaufel und zwei Kokskübel. Klimek schaufelte Schutt und Glasscherben auf Haufen und in die Kübel, Zebrowski und ich trugen sie dann

in eine Hofecke. Das ging uns aber zu langsam. Wir beschlossen, uns einen Schubkarren zu besorgen.

Leider gab es im Werk keinen. Dafür fanden wir im Hofe unter den Autowracks einen kleinen einachsigen Anhänger, der nach erfolgter Überholung unseren Zwecken völlig genügte. Jetzt ging es wesentlich rascher, und der Fußboden des Werks kam Meter um Meter zum Vorschein.

Mittags machte sich der Hunger bei uns bemerkbar. In unseren Rucksäcken hatten wir noch etwas Reiseproviant von Zuhause. Schlimmer war es mit dem Wasser, wir konnten uns nicht die Hände waschen. Die Wasserleitung war natürlich kaputt. Zebrowski versicherte uns, daß im Hof irgendwo ein Brunnen sein müsse. Er kalkulierte, daß die Erbauer der Fabrik gewiß so klug gewesen waren, das Werk im Falle eines Versagens der Wasserleitung vor Wassermangel zu bewahren. Und tatsächlich fanden wir hinter dem Werk eine Pumpe. Aber wir mußten erst das Ventilleder anfeuchten, denn es war schon ganz ausgetrocknet und zog nicht. Das bißchen Tee, das Klimek in der Feldflasche noch hatte, reichte nicht. Erst ein Eimer Wasser aus dem nächsten bewohnten Hause reichte aus, das Leder im Pumpenventil wieder geschmeidig zu machen.

Nachdem wir unseren Hunger gestillt hatten, arbeiteten wir bis zur Abenddämmerung weiter. Erst nach der Abendmahlzeit und nachdem wir uns gründlich gewaschen hatten, spürten wir unsere Knochen. Wir waren so müde, daß wir das harte Lager der Bürotische nicht als störend empfanden und sofort tief einschliefen.

Tags darauf stellten wir nach dem Frühstück zu unserem Leidwesen fest, daß unsere Lebensmittelvorräte erschöpft waren. Man mußte etwas unternehmen, um nicht zu hungern. Das einfachste wäre gewesen, zu Karczewski zu gehen, aber wir beschlossen, nach unserem gestrigen unrühmlichen Auftreten bei ihm, nicht eher wieder bei ihm vorzusprechen, bis das Werk in Ordnung gebracht wäre. Klimek hatte von uns allen die größten Lebenserfahrungen, das hatte er schon bewiesen, darum wurde er in die Stadt geschickt, um eine Ver-

sorgungsquelle aufzustöbern. Nach zwei Stunden kam er mit der Nachricht zurück, daß wir in der städtischen Kantine Mittag essen könnten. Dort gab es auch ein Kilo Brot pro Kopf täglich.

„Alles schon erledigt", prahlte er, indem er uns Kantinenkupons für die ganze Woche vorwies. „Ich habe euch doch immer gesagt: Haltet euch nur an mich, wenn ihr bei mir seid, werdet ihr schon nicht umkommen."

„Allerdings, bist gar kein dummer Kerl", mußte ich ihm zugestehen, „besonders wenn es ums Futtern geht. Hast eine gute Nase, wie ein Vorstehhund."

„Ja, da hilft auch nur die Nase. Mit Nachdenken kommst du da nicht weit. Du hättest drei Tage nachdenken können, aber Brot hättest du dadurch nicht rangeschafft."

Mittags, nachdem wir uns und unsere Anzüge gesäubert hatten, gingen wir zum Mittagstisch. Wie wir später feststellten, war er der Treffpunkt fast aller in dieser Stadt arbeitenden Polen. Gleich an der Tür, als wir die Kupons in Mittagsbons umtauschten, trafen wir ganz unerwarteterweise Lusniak. Wir hatten mit ihm in Warschau in einer Fabrik gearbeitet. Er war Referent in der Einkaufsabteilung gewesen. Seit dem Warschauer Aufstand hatten wir uns aus den Augen verloren. Nun war er schon seit einem Monat hier „im Westen". Er arbeitete in der hiesigen Stadtverwaltung, aber seinen Reden entnahm ich, daß dies nur ein Sprungbrett für geplante große Geschäfte oder, besser gesagt, Schiebungen war. Er bot uns die unmöglichsten „unerhört günstigen" Transaktionen an, versorgte uns mit bulgarischen Zigaretten und klagte über die schlechten Bahnverbindungen nach Zentralpolen. Mit gutmütiger Nachsicht hörte er sich unsere Erzählung über die Enttrümmerung und Ingangsetzung unserer Fabrik an. Von einem Jüngling in modischem Jackett abgerufen, entschuldigte er sich und setzte sich mit ihm an einen anderen Tisch.

„Seht, auch so ein Vogel unter dem Himmel", knurrte Klimek. „Er sät und pflügt nicht – und erntet doch!"

„Beneidest du ihn etwa gar?"

„Nein. Aber gern würde ich ihm eins in die Fresse hauen. Die Hand juckt mir richtig danach."

Nach dem Essen und nachdem wir je ein Kilo Kommißbrot gefaßt hatten, ging es zurück zum Werk. Unterwegs schlug Zebrowski vor, zum Rückwandereramt zu gehen und den Bedarf an Arbeitern anzumelden.

„Ja, gut wäre es, einige Leute würden wir schon noch brauchen", gab Klimek zu. „Zu dritt werden wir mit dem Kram nicht so rasch fertig werden."

„Schön, aber wer wird ihnen Löhne auszahlen?" warf ich ein.

„Und wer zahlt uns denn Lohn?" entgegnete Zebrowski. „Soviel ich weiß, wird hier überhaupt nirgends gezahlt. Jeder lebt von seinem eigenen Gewerbe."

„Also los, auf zum Rückwandereramt!"

Dort empfing man uns sehr höflich und nett, notierte unsere Adresse und versprach, einige Schlosser zu schicken, sofort, sobald sich welche melden sollten.

Es war schon gegen Abend und die Werkstätte war von Schutt und Glasscherben gereinigt. Wir hatten uns eben gewaschen und beschlossen, den Rest des Tages der Instandsetzung und Einrichtung des uns als Wohnung dienenden Fabrikbüros zu widmen. Eine Expedition in die benachbarten Häuser nach Betten oder Matratzen blieb völlig erfolglos. In den beschädigten Wohnungen gab es Tische, Schränke und Stühle – aber keine Betten. Anfangs erschien uns das rätselhaft, aber später kamen wir dahinter. In der Stadt hatten mehr Menschen als Betten die Zeit überlebt, denn kaum jemand hatte sein Bett in den Luftschutzkeller mitgenommen. So behalfen wir uns mit Autobusbänken, die wir in der Polsterei vorfanden. Bequem waren sie ja nicht gerade, aber zum Schlafen doch unvergleichlich besser als die Tische.

Am nächsten Tage nahmen wir das Gerätelager in Angriff. Die umgestürzten Regale wurden wieder ordentlich aufgestellt und der auf dem Fußboden liegende wirre Haufen Werkzeug wurde sortiert. Bei dieser Arbeit überraschte

uns Karczewski. Er war in Begleitung eines uns unbekannten Mannes auf seinem Motorrad gekommen.

„Na, wie geht's? Ich sehe schon, Sie schaffen es. Der Laden sieht schon ganz anders aus."

„Es geht, Herr Ingenieur, es geht", sagte Klimek.

„Ich habe Ihnen da einen neuen Arbeiter gebracht, Herrn Bedlowski aus Radom. Er ist zwar von Beruf Optiker, aber vielleicht kann er Ihnen irgendwie von Nutzen sein."

Karczewski sah sich gründlich um, verabschiedete sich und fuhr ab. Der Neue ging lustlos an die Arbeit. Nach einer Stunde fragte er nach dem Abort, verschwand und kam nicht wieder.

„Was wollte der eigentlich hier?" grübelte Zebrowski. „Er dachte wohl den Direktor zu spielen, ha!"

„Weiß der Teufel", entgegnete Klimek. „Das ist auch so ein Lusniak. Wir werden wohl noch oft derartigen Typen begegnen."

Als wir vom Mittagessen zurückkamen, staunten wir, vor dem Werk einen LKW zu sehen. Drei Leute trugen aus der Werkstatt das von uns sortierte Handwerkzeug heraus und verluden es auf das Auto.

„Was machen Sie denn hier?" fragte ich.

„Geht Sie gar nichts an", entgegnete einer der Unbekannten, der sich durch unser Kommen nicht im mindesten stören ließ.

„Wir setzen dieses Werk wieder in Gang. Hier darf nichts fortgenommen werden."

„Soo? . . . Und haben Sie es auch schriftlich, daß hier nichts fortgenommen werden darf?"

Da wurde Klimek ungeduldig.

„So ein freches Biest! So ein Plünderer und Schieber wird uns noch um Papiere fragen! Sofort das Werkzeug zurück und dann heidi ab, solange ihr noch heile Knochen habt!"

„Sachte, sachte, mein Herr! Immer langsam", entgegnete der Unbekannte, zog seine Brieftasche und reichte uns deren Inhalt. Wir sahen die Schreiben rasch durch. Genehmigungen, um aus den Westgebieten Werkzeug und Maschinen

auszuführen. Ausgestellt von den Metallurgischen Werken, Lodz.

„Ich pfeife auf eure Urkunden", schrie Klimek. „Sofort die Werkzeuge runter vom Wagen!"

„Darauf könnt ihr lange warten", widersprach der Unbekannte. Er wandte sich an seine Begleiter, die den ganzen Vorgang interessiert beobachtet hatten, und brüllte sie an:

„Na, was glotzt ihr so blöd? Her mit dem Rest!"

Zebrowski und ich waren unschlüssig, wie wir uns verhalten sollten. Das amtlich klingende Schreiben hatte uns beeinflußt. Vielleicht hatten die Metallurgischen Werke wirklich das Recht, das Werkzeug auszuführen? Warum hatte uns aber Karczewski nichts darüber gesagt?

Klimek kannte jedoch keine Unentschlossenheit. Mit einem energischen Sprung war er auf dem LKW und begann das bereits verladene Werkzeug herunterzuwerfen. Nun wich die Selbstsicherheit des Unbekannten, er versuchte zwar noch Einwendungen vorzubringen, aber als Klimek den Rest vom Wagen geworfen hatte, eine umherliegende halbe Autoachse mit entschlossener Miene ergriff und seinen nicht mißzuverstehenden Abfahrtsbefehl wiederholte, rief er seine Begleiter und sie fuhren ab, versprachen allerdings, mit der Miliz wiederzukommen.

„Klimek, und wenn der Mann wirklich dazu befugt war?"

„Geht mich einen Dreck an!"

„Und wenn sie mit der Miliz wiederkommen?"

Klimek kratzte sich eine Weile nachdenklich, dann sagte er:

„Ihr beide geht zu Karczewski. Ich bleibe hier. Sollten sie wiederkommen, halte ich sie auf, bis ihr wieder da seid."

Wir waren einverstanden. In der Delegatur berichteten wir Karczewski den Vorfall.

„Das habt ihr gut gemacht! Es war meine Schuld, daß ich euch vor solchen Dingen nicht gewarnt hatte. Jagt sie zum Teufel, wenn sie wiederkommen sollten. Ich gebe euch gleich einen Dienstzettel an die Miliz mit, daß man euch einen Karabiner aushändigt. So, für alle Fälle."

„Schön! Aber wie ist das mit dieser Genehmigung aus Lodz? War das eine Fälschung?“

„Vielleicht war sie auch echt. Aber das spielt keine Rolle. Ohne meine Zustimmung darf niemand etwas von hier wegführen. Allen anderen hatte ich das gesagt, euch zu warnen, hatte ich vergessen.“

Er schrieb einen Zettel an die Miliz und übergab ihn uns.

„Ihr werdet doch hoffentlich mit einem Karabiner umgehen können? Schließlich wird man es euch bei der Miliz zeigen. Geht nur sofort dorthin.“

Wir verabschiedeten uns, und da rief er uns noch nach:

„Und wie macht sich der Neue? Taugt er was?“

„Der Neue? Der ist schon abgehauen.“

„Getürmt?“

„Jawoll!“

Karczewski fluchte, öffnete die Tür zum Nebenzimmer und sagte:

„Stefan, von heut ab geben wir die Bescheinigungen erst nach drei Arbeitstagen aus. Dieser Bedkowski ist schon getürmt.“

Uns erklärte er dann weiter:

„Mit einer Arbeitsbescheinigung kann man eine Wohnung zugewiesen bekommen. Und wenn man eine Wohnung hat, kann man sie ausplündern und verschieben. Jetzt begreift ihr, was?“

In der Miliz händigte man uns nach Prüfung des Schreibens einen Karabiner und fünf Patronen aus. Zurückgekehrt fanden wir Klimek im Gespräch mit einem Mann.

„Was soll das, ein neuer ‚Exporteur‘?“ fragte ich.

„Diesmal nicht“, lächelte Klimek. „Herr Rakoczy wurde vom Rückwandereramt an uns gewiesen. Er möchte mit uns arbeiten.“

Ich konnte es mir kaum verkneifen, den Neuen zu fragen, ob er eine Arbeitsbescheinigung brauche. Als ich ihn mir jedoch näher ansah, unterließ ich es. Er sah nicht wie ein Schieber aus, im Gegenteil, sein offener und ehrlicher Blick war vertrauenerweckend.

„Was sind Sie von Beruf?“ fragte ihn Zebrowski.

„Autoschlosser.“

„Tadellos! So etwas brauchen wir gerade, denn wir reparieren Autos.“

Rakoczy ging gleich eifrig, mit Lust und Liebe an die Arbeit. Schon die Art, wie er das Werkzeug in die Hand nahm, bewies, daß er tatsächlich Schlosser war und zwar mit ganzer Seele. Ich hatte gleich das Gefühl, daß er bei uns bleiben würde.

Und er blieb auch tatsächlich bei uns. Klimek besorgte ihm Kupons für Lebensmittel.

Da wir weitere Besuche von „Exporteuren“ in der Mittagspause befürchteten, gingen wir in zwei Schichten zum Mittag. Nach Einrichtung der Werkzeugkammer machten wir uns an die Maschinen. Bei allen fehlten die Treibriemen. Entweder hatten die Deutschen sie versteckt oder ein tüchtiger „Kaufmann“ hatte sie als Schuhsohlen verschoben. Die Elektroantriebsmotoren schienen in Ordnung zu sein, aber ohne Strom ließ sich das nicht mit Bestimmtheit feststellen. Überhaupt erschwerte uns der Ausfall von Strom die Arbeit. Es konnte keine Rede davon sein, die Werkstatt ohne Strom in Gang zu bringen. Die Drehbank konnte man noch zur Not mit der Hand drehen, aber womit sollten wir die Kompressoren antreiben, wie die Akkumulatoren aufladen? Wir berieten hin und her und schickten schließlich Zebrowski zum Kraftwerk. Er sollte herausbekommen, wie es da aussah und ob Aussicht auf Strom bestand.

Er kam mit der Nachricht zurück, daß noch mindestens ein Monat vergehen würde, bis Strom geliefert werden konnte. Ehe wir recht die Folgen dieser Hiobsnachricht begriffen hatten, puffte auf dem Werkhof ein Diesel. Wir liefen alle hinaus. Vor der Werkstatt stand ein Schlepper. Der Fahrer kuppelte eben einen mitgenommenen LKW ab.

„Wozu bringen Sie uns dieses Autowrack her?“ fragte ich ihn.

Er wandte nicht einmal den Kopf und antwortete mit stoischer Ruhe:

„Ja, wozu bringt man wohl ein kaputtes Auto zur Werkstatt? Doch wohl zur Reparatur, glauben Sie nicht auch?“

Wir sahen einander erstaunt an. Was zum Teufel...

„Ja, und woher wissen Sie denn, daß hier eine Werkstatt ist?“ fragte Zebrowski.

„Das sehe ich doch. Übrigens hat mich Ingenieur Karczewski hergeschickt.“

Nun hatten wir verstanden. Karczewski war offensichtlich der Ansicht, daß wir bereits genug Zeit mit der Instandsetzung der Werkstatt verbracht hatten und daß wir endlich anfangen müßten, produktiv zu arbeiten.

Der Fahrer nahm das Schleppseil auf und fragte:

„Wann soll ich wiederkommen?“

„Wozu wiederkommen?“

„Um das Auto. Um den reparierten LKW.“

Das war entschieden zu viel von uns verlangt. Klimek wurde schon ungeduldig.

„Mensch, du bist wohl auf den Kopf gefallen? Womit sollen wir denn reparieren, etwa mit einem Knüppel? Du siehst doch, daß die Werkstätte noch nicht in Betrieb ist.“

Der Fahrer zuckte nur die Achseln.

„Brüderchen, das ist schon nicht meine Sorge. Mir hat Karczewski befohlen, diesen LKW hierherzuschleppen. In drei Tagen – hat er gesagt – müßte er fertig sein, dann fährst du wieder hin, holst ihn ab und bringst ihn zur Stadtverwaltung. Er soll Mehltransporte in die Stadt bringen.“

Klimek fluchte, kurz, aber kräftig, ging auf den LKW zu und hob die Motorhaube, sah hinein, dann drehte er am Steuerrad, kroch unter den Wagen, sah in den Tank.

„Laß uns Dieselöl hier“, wandte er sich kurz an den Fahrer.

„Wieviel?“

„So zehn Liter.“

„Schön, gib einen Kanister.“

Klimek brachte einen Kübel aus der Schmiede. Der Fahrer ließ aus dem Treibstoffbehälter des Schleppers einige Liter Treiböl ab.

„Wenn was übrigbleibt, gebt ihr es mir zurück."

„Schön, wir saufen so was nicht."

Der Fahrer bestieg seinen Schlepper, wendete und rief uns noch im Abfahren zu:

„Also abgemacht, in drei Tagen?"

„Fahr zum Teufel und mach mich nicht nervös!" schrie Klimek.

Der Fahrer lachte laut auf und fuhr ab. Ich wandte mich an Klimek:

„Hast du etwa die Absicht, dieses Wrack instandzusetzen?"

„Das werden wir ja sehen", entgegnete er kurz.

Wir teilten uns nun in zwei Gruppen: Klimek und Rakoczy nahmen sich des LKW an, Zebrowski und ich überholten weiter die Maschinen in der Werkstatt. Gegen Abend kamen wieder Leute vom Rückwandereramt. Diesmal gleich drei. Einer ist tags darauf getürmt und hat bei dieser Gelegenheit die Schreibmaschine aus dem Büro mitgenommen, die beiden anderen blieben bei uns.

Innerhalb zweier Tage hatten Rakoczy und Klimek den LKW in Ordnung gebracht. Sie konnten jedoch den Erfolg ihrer Arbeit nicht feststellen: Der Akku fehlte, um den Anlasser in Gang zu setzen. „Ach, wenn wir nur erst Strom hätten!" klagte Klimek. „Im Lager unserer Werkstatt sind funkelnagelneue Akkus. Man brauchte sie nur aufzuladen und fertig wäre die Sache."

Da hatte ich einen Einfall: Ein Aggregat! Wenn wir uns irgendwo ein Aggregat besorgen könnten, hätten wir eigenen Strom. Der Einfall gefiel allen. Nach dem Mittag ließen wir Zebrowski allein im Werk. Wir andern fünf gingen, jeder in einer anderen Richtung, auf die Suche nach einem Aggregat. Abends fanden wir uns wieder ein, leider ohne jeden Erfolg. Rakoczy brachte einige Treibriemen an, aber die nutzten auch nichts ohne Antrieb.

Der Fahrer kam um seinen LKW, pünktlich wie eine Uhr. Er hatte gleich einen Begleiter mitgebracht – gewiß einen Kandidaten, der sich ans Steuer des reparierten LKW setzen

sollte. Sie besahen ihn sich von allen Seiten. Der Schlepperführer setzte sich schließlich hinter das Steuer und trat den Anlasser.

„Ha! Funkt nicht, was?“ meinte er enttäuscht zu Klimek gewandt.

„Wie soll er denn anspringen, ohne Akku, du Dussel!“

Der Fahrer kratzte sich ärgerlich und dachte eine Weile nach.

„Da nehmen wir eben zum Probelauf meinen Akku. Bring mal die Schlüssel her.“

Nachdem der Akku des Schleppers in den überholten LKW eingebaut war, setzte sich der Chauffeur wieder hinter das Steuerrad und startete. Der Motor sprang sofort an. Klimek sah sich triumphierend um.

„Ja, bei mir klappts, Söhnchen! Ihr seid auch gottlob nicht zu einem Frisör gekommen, sondern zu einem Autoschlosser. Fünfzehn Jahre arbeite ich in meinem Fach.“

Die Fahrer schwiegen achtungsvoll. Der Motor lief wie eine Uhr. Zufrieden standen wir um ihn herum und freuten uns über den schönen Erfolg unserer Arbeit.

„Du, hör mal“, fragte Rakoczy plötzlich den Fahrer, „weißt du nicht zufällig, wo ein Aggregat steht?“

Der runzelte nachdenklich die Stirn:

„Du willst wohl selbst Strom erzeugen?“

„Natürlich!“

„Ja, so was gibt es.“

Unser Interesse war sofort vom LKW abgelenkt.

„Wo?“

„In der Konservenfabrik. Dort habe ich vorgestern ein Aggregat gesehen. Ich weiß allerdings nicht, ob es nicht beschädigt ist.“

„Kleinigkeit, das kriegen wir schon hin! Bring uns doch hin!“ Zu dritt fuhren wir hin: Klimek, Rakoczy und ich. Tatsächlich war dort ein Aggregat. Nicht zu groß, fast neu, grade das Richtige für uns. Leider wollte der Techniker, der diese Fabrik bereits besetzt hatte, das Aggregat um keinen Preis herausrücken. Er behauptete, es selber noch einmal gut

gebrauchen zu können. Schließlich war unsere Überredungskunst zu Ende, und wir kamen mit leeren Händen heim.

Als Zebrowski erfahren hatte, wie die Dinge lagen, wollte er zu Karczewski gehen und um Intervention bitten. Die Befugnisse Karczewskis, der Delegierter des Ministeriums für Industrie war, erstreckten sich gewiß auch auf die Konservenfabrik, er würde gewiß verfügen, daß man uns das Aggregat überließe. Man brauchte ihn nur zu überzeugen, daß unsere Werkstatt wichtiger war als eine Konservenfabrik. Ob das aber stimmte, wußten wir auch nicht so ganz sicher.

„Laßt bloß vorläufig Karczewski aus", sagte Klimek. „Ich habe da einen anderen Plan. Wenn der nicht gelingt, können wir immer noch zu Karczewski gehen."

Er wollte sich jedoch nicht näher über seinen Plan auslassen. Erst als es dunkel wurde, ahnten wir, was er vorhatte, als Klimek in die Stadt ging und Rakoczy mitnahm.

Kurz vor Mitternacht kamen beide zurück, weckten uns und forderten uns auf, mitzukommen. Wir gingen auch. Im Torweg einer ausgebrannten Fabrik stand das Aggregat. Es war ganz in der Nähe der Konservenfabrik. Wir lösten uns alle zwanzig Meter ab und schleppten es in unsere Werkstatt. Trotz der Dunkelheit und der vorgeschrittenen Stunde setzte Klimek seinen Willen durch, und wir mußten auf sein Geheiß das Aggregat sofort unter dem Schrottgebirge auf dem Hofe verstecken.

„Ihr könnt Gift drauf nehmen, daß sie gleich in der Frühe zu uns kommen werden, um ihr Aggregat zu suchen. Sie werden schon ganz richtig vermuten, wer es geklemmt haben könnte."

Um halb zwei früh waren wir fertig. Als ich mich hinlegte, fragte ich Klimek noch:

„Sag mal, warum wolltest du das nicht durch Karczewski erledigen lassen? Da wäre doch alles ganz legal zugegangen."

„Und wenn Karczewski abgelehnt hätte? Dann wäre es restlos aus gewesen. So werde ich das Aggregat mit einem anderen Anstrich versehen, und wer kann uns dann noch nachweisen, daß es aus der Konservenfabrik stammt?"

„Aber das ist doch Diebstahl!"

„Was für ein Diebstahl! Habe ich es etwa für mich persönlich geklaut? Na bitte! Und wenn sie es noch ebenso nötig gehabt hätten wie wir! Ich hätt's nicht angerührt. Aber das Ding verschimmeln zu lassen, *bis* sie es mal gebrauchen? Später können sie zwei von uns dafür haben."

Die Leute aus der Konservenfabrik stellten sich auch tatsächlich pünktlich, wie erwartet, ein. Klimek spielte glänzend die Rolle eines erst erstaunten und dann schwer gekränkten und empörten Mannes, den man zu Unrecht des Diebstahls beschuldigte. Er wetterte über die Frechheit der Schieber. Die Konservenleute verloren sichtlich ihre anfängliche Selbstsicherheit und entfernten sich schließlich völlig verstört und voller Zweifel.

Gleich nach ihrem Abgang stöberte Klimek einen Topf mit Farbe auf und einen Pinsel. Bald war das Aggregat übermalt. Rakoczy ging in die Stadt und besorgte Benzin, und wir beendeten die Überholung der Maschinen und ölten sie.

Am nächsten Tag kontrollierten wir die elektrischen Leitungen der Fabrik, schlossen das Aggregat an und warfen es an. Zebrowski ging von einer Maschine zur anderen und schaltete die Antriebsmotoren ein.

Nun standen wir mitten in der Werkhalle und genossen so recht aus vollem Herzen das Brummen der anlaufenden Elektromotoren, das leise Rauschen der Riemenscheiben und das Klappen der Transmissionsriemen. Es war uns gewissermaßen ganz feierlich zumute.

Nur daß unsere ölverschmierten und zerfransten Anzüge sowie die schmutzigen Hände nicht ganz der Würde des Augenblicks entsprachen.

In Gedanken versunken hatten wir das Rattern eines Motorrades, das vor der Garage abgestoppt hatte, überhört. Karczewski war angekommen. Er sah, daß die Maschinen in der Halle alle liefen, und blieb mit einem ungläubigen Lächeln im Gesicht stehen.

„Nanu, was ist denn das? Woher bezieht ihr denn euern Strom?"

„Eigenstrom, Herr Ingenieur, Eigenstrom", entgegnete ich stolz. „Wir haben uns ein Aggregat besorgt."

Er sah uns der Reihe nach an.

„Zum Teufel, da habe ich euch doch ganz umsonst Geld gebracht. Hier, das ist euer Geld."

„Was für ein Geld?"

„Ach, ich habe da beim Magistrat dreitausend für die Reparatur dieses LKW losgeeist. Ihr seid sechs Mann, also fünfhundert pro Kopf. Vorschuß auf euren künftigen Lohn."

Er entnahm das Geld seiner Brieftasche und überreichte es mir. Unentschlossen hielt ich die Scheine.

„Na, was denn, hast du noch nie Geld gesehen?" rief mich Klimek zur Ordnung. „Rakoczy, nimm mal gleich tausend Zloty und komm nicht ohne Schnaps wieder. Die Feier muß man begießen, Herr Ingenieur", fügte er erklärend hinzu. „Sie werden uns das doch nicht abschlagen?"

Karczewski lachte laut auf.

„Wie könnte ich auch! Gehen Sie, Herr Rakoczy! Wenn's auch nicht Sekt ist, Schnaps ist auch richtig!"

Rakoczy nahm zwei Fünfhunderter und zog ab.

„Ach, da fällt mir doch eben ein!" meinte Karczewski. „In zwei Stunden wird man euch drei LKWs zur Reparatur herbringen. Das erschreckt euch doch nicht etwa?"

„I wo!" entgegnete lachend Klimek, „wir haben schon mehr Autos auf einem Haufen gesehen."

Die Maschinen summten gleichmäßig ihr Lied. Alle sechs gingen wir von einer zur anderen und tauschten Bemerkungen darüber aus, was man alles mit ihnen würde bearbeiten können.

INHALT

Vorwort 5

Kazimierz Brandys
Als ich von der polnischen Revolution erzählte 9

Witold Zalewski
Nicht mehr weit nach Kazanowice 19

Jerzy Pytlakowski
Schritte 29

Tadeusz Borowski
Das Tanzvergnügen 36

Bogdan Czeszko
Episode aus der Friedenszeit 44

Stanisław Wygodzki
Novemberversammlung 51

Stanisław Kowalewski
Der Klassenkampf 67

Offener Brief der Belegschaft des Birema-Werks an den Genossen Kowalewski 92

Jacek Bocheński
Walzwerk Jan III. siegt 95

Lesław Bartelski
Tag des Umbruchs 101

Jerzy Jesionowski
Das Werk 108



